Privatgeschichten der Weltgeschichte.

IV.

Einflußreiche Frauen

aus dem Volke,

geschildert

von

Louise Otto.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Matthes.
1869.

Privatgeschichten der Weltgeschichte.

Einflußreiche Frauen

aus dem Volke.

Einleitung.

Der II. Band dieser „Privatgeschichten der Weltgeschichte" enthielt „Merkwürdige und geheimnißvolle Frauen" — bei deren Schilderung ich mich dem Titel dieser Bibliothek gemäß, nur streng an das gehalten habe, was historische Urkunden überlieferten, mich wohl hütend, die Phantasie der Romanschriftstellerin hier mit in das Spiel zu bringen. Hätte ich sie wollen walten lassen, so wäre es allerdings leicht gewesen, dadurch die Mittheilungen unterhaltender zu machen und zu einem befriedigenderen Abschluß zu bringen — aber die Privilegien der Romanschriftsteller sind nicht die der Historiker und das Hauptinteresse, welches für diese Bibliothek in Anspruch genommen wird, soll das der historischen Wahrheit sein, mit der zu schildern wir solche Vorgänge und Persönlichkeiten uns zur Aufgabe gestellt haben, die man in den allgemeinen geschichtlichen Werken oft nur kurz und nebenbei oder auch gar nicht erwähnt findet, für welche es daher der Specialgeschichte bedarf

zu denen Biografien und Memoiren das beste Hilfsmittel bieten, um sie sowohl vor dem Vergessenwerden und noch mehr vor der Fälschung und willkürlichen Auffassung zu schützen, welcher sie durch die Ueberkleidungen der Poesie ausgesetzt sind, die sich dieser Stoffe am Liebsten bemächtigt.

Unter diesem Gesichtspunkte erschien jene erste Sammlung „Merkwürdiger und geheimnißvoller Frauen" und das Bändchen fand eine so günstige Aufnahme, welche beweist, daß dieser Gesichtspunkt der richtige war und daß es vielen Lesern und Leserinnen doch lieber ist, das geschichtliche Material in treuer Ueberlieferung, als im verhüllenden Blumenschmuck der Poesie zu erhalten, oder daß es grade ein Interesse eigener Art ist, mit den liebgewordenen Gebilden jener die einfachen historischen Daten und Thatsachen zu vergleichen.

Aus diesen Gründen folgt nun hier wieder ein Bändchen, das sich mit hervorragenden Frauen beschäftigt — und zwar mit: „Einflußreichen Frauen aus dem Volke."

Wenn wir im Buche der Geschichte blättern, so begegnen uns zwar viele Frauen, welche zu Einfluß gelangten und deren Namen mit unverlöschlichen Zügen eingeschrieben sind — aber wir finden sie zumeist auf den Thronen oder doch neben ihnen und die Geschichtsschreiber haben, wir müssen sagen leider! sich gerade zumeist mit denjenigen beschäftigt, welche ihren Einfluß entweder nur durch den Zufall der Geburt oder durch

den Zufall der Fürstengunst erlangten —: die Namen von Prinzessinnen und Maitressen sind am zahlreichsten verzeichnet in den Registern historischer Erinnerungsblätter, die den Frauen gewidmet sind.

Wir aber sehen hier gerade von diesen beiden ab und zwar nicht allein deshalb, weil deren Leben schon am öftersten und ausführlichsten geschildert ist, sondern auch, weil die Einen meist nur durch den Zufall der Geburt, die Andern nur durch den Zufall fürstlicher Launen eine Rolle spielten; — die Letzteren eine um so unwürdigere, je mehr sie eben ihren Einfluß auf einen Einzelnen, wie auf ein ganzes Land, nur auf ein unsittliches Verhältniß gründeten — uns aber liegt es ob, zu zeigen, daß es auch Frauen gegeben hat, welche ohne jene besondere Gunst des Schicksals und ohne diese Beleidigung der sittlichen Würde im Stande waren, die öffentliche Aufmerksamkeit der Zeitgenossen zu erregen: genügend, um ihren Namen und Einiges aus ihrem Leben in die Bücher der Geschichte einzuzeichnen. Gerade sie heben wir hervor, um wenigstens in einzelnen Beispielen zu zeigen: daß es trotz aller Ungunst der Verhältnisse, die immer und überall das weibliche Geschlecht von den öffentlichen Angelegenheiten und Bestrebungen ausschließen, doch den Frauen nach ihren Anlagen und Fähigkeiten möglich ist, sich mit an der Arbeit ihrer Zeit zu betheiligen.

So lange man gewöhnt war, die fürstlichen Geschlechter überhaupt als Wesen höherer Gattung zu betrachten, so lange war es auch natürlich, daß man

auch fürstlichen Töchtern und Frauen nicht allein eine höhere Stellung einräumte, sondern auch höhere Fähigkeiten zuschrieb, als anderen Menschenkindern, daß man es also ihnen neidlos gönnte, sich sowohl durch eine eigene höhere Bildung auszuzeichnen, als auch Kunst und Wissenschaft zu beschützen, eben so wie sich selbst direkt oder indirekt mit an den Geschäften der Regierung zu betheiligen; wie denn in vielen Ländern seit uralten Zeiten her bis auf den heutigen Tag (in England, Spanien u. s. w.) das Recht der weiblichen Thronfolge unangefochten bestanden hat nnd besteht. Wo also — wie ja in den meisten Geschichtsbüchern früheren Styls — die Geschichte einzelner Länder hauptsächlich behandelt ward als Geschichte der Fürstenhäuser, aus denen die Regenten hervorgingen, da mußte man natürlich auch den Regentinnen gerecht werden, da wandte sich das Interesse auch den weiblichen Gliedern der Dynastieen zu, und bei der, namentlich in den letzten Jahrhunderten herrschenden Sucht noch Alles zu verherrlichen, was von fürstlichen Personen gedacht oder gethan ward, oder sich selbst nur auf ihre änßeren Erscheinungen bezog, wurden natürlich auch die in diesen Kreisen geborenen Frauen dieser Ehre theilhaftig und die Prinzessinnen und Fürstinnen vom Geblüt, mochten sie nun den größten Kaiserstaaten, oder den kleinsten deutschen Duodezstaaten angehören, können sich wahrlich nicht beklagen, von den Federn der zeitgenössischen Berichterstatter, wie der Memoiren-, Biographien- und Historienschreiber vernachlässigt worden zu sein. — Es

hat unzweifelhaft höchst würdige und edle Prinzessinnen und Fürstinnen gegeben, die es verdienen, von Mit- und Nachwelt gekannt und geliebt zu werden und sie sind überhaupt die Bürgschaft dafür, was Frauen zu leisten vermögen, sobald sie die nöthigen Mittel dazu und den Spielraum erhalten, dessen sie zur Bethätigung ihrer Kräfte und Fähigkeiten bedürfen — aber es ist gleichwohl dabei zu bemerken, daß es aus eben diesen Gründen den meisten von ihnen auch leicht geworden ist, beliebt und berühmt zu werden und daß man sie immer und in allen Dingen unter dem Gesichtspunkt einer Ausnahmestellung betrachtet hat, die zu all dem berechtigte, was man in Hütten und Bürgerhäusern, ja selbst in gewöhnlichen Edelsitzen geborenen und verharrenden Mädchen und Frauen versagte und für verpönt hielt.

Diese Betrachtungen lassen uns in diesem Bändchen von der Schilderung fürstlich geborener Frauen absehen und uns lieber solche auswählen, die es nicht günstigen Verhältnissen zu danken hatten, daß ihre Namen nicht mit denen tausend anderer Frauen versunken, die vielleicht auch die Sehnsucht, aber nicht den Muth hatten, aus den sie beengenden und von den Bestrebungen ihrer Zeit gewaltsam abschließenden Schranken herauszutreten.

Aber eben weil diese widerrechtlichen Schranken existirten und noch existiren, haben viele Frauen ein unwürdiges Mittel ergriffen, sich von ihnen zu befreien, sie umzuwerfen und nicht nur sie und altherge-

brachte Sitten und Unsitten, sondern auch die Sittlichkeit selbst mit Füßen zu treten. Von alle den Mädchen und Frauen, welche fürstlicher Verführung anheimfielen oder sich gar selbst an die Höfe drängten, um durch die Gunst eines Prinzen oder Landesherrn zu einer selbstständigen Stellung, zu Reichthum, Ansehen und Macht zu kommen — von allen diesen Hunderten und Tausenden, wäre vielleicht kaum die Hälfte diesen Weg der Schande gewandelt, wenn sich ihnen und dem weiblichen Geschlecht überhaupt ein anderer Weg geboten hätte, der ähnliche, immerhin verlockende Ziele von Einfluß und Macht zeigen konnte.

Wir verdammen alle diese Geschöpfe, die Unschuld und Tugend meist freiwillig opferten, um ein Leben voll glänzender Schande zu führen, die sich zum Spielzeug männlicher Launen entwürdigten, sich hingaben zu schnöder Buhlerei, der eigenen Leidenschaft den Zügel schießen ließen, gleichviel welche heiligen Gelübde und Familieninteressen dadurch verletzt wurden, oder — was noch schlimmer ist — selbst ohne Leidenschaft und Liebe, nur aus kalter Berechnung des Eigennutzes dem fürstlichen Wüstling sich ergaben — aber wir dürfen, um gerecht zu sein, selbst den Gefallenen und dem Auswurf der Menschheit gegenüber nicht vergessen, daß die Frauen allein hierdurch eine Gelegenheit erhielten, zu den Sfären der Bildung, Freiheit, Selbstständigkeit, zu der Herrschaft und Macht sich aufzuschwingen und daß man ihnen stets gesagt hatte: das Weib habe zunächst eine Naturbestimmung, die es erfüllen müsse, es dürfe

nichts für sich selbst thun und wagen und erringen, es dürfe nicht direkt eingreifen wollen in irgend ein Gebiet des öffentlichen Lebens, sondern nur indirekt, durch den Mann! Es sei sein Loos und seine Pflicht, nicht anders einen Einfluß auf die Zeit, das Vaterland, das Volk und seine Geschichte zu üben, als dadurch, daß es diesen Einfluß durch die Liebe geltend mache auf den Mann, in dessen Hand es dann gegeben sei, die Anregungen die er dem „Ewig-Weiblichen" verdanke für das Allgemeine, für die Welt zu nutzen.

Das Maitressenthum, das dem weiblichen Geschlecht so sehr zur Unehre gereicht, gereicht auch dem ganzen menschlichen Geschlecht dazu! Es ist eine Folge der verkehrten Ansichten, welche man seit Jahrhunderten und zum Theil noch bis auf den heutigen Tag, hegt und gehegt hat von der Befähigung und Bestimmung des weiblichen Geschlechts.

Der große, aber freilich noch viel zu wenig gekannte und gewürdigte Philosoph Krause sagt in seinem „Urbild der Menschheit":

„Mann und Weib sind der Menschheit gleich wesentlich also das Weib in keiner Hinsicht dem Manne untergeordnet. Das Weib ist in allen Kräften des Geistes und des Gemüthes und des Leibes zu allen Theilen der menschlichen Bestimmung so fähig, so originell, als der Mann. Wird auch ihr ganzes Denken und Thun und jedes ihrer Werke durch den eigenthümlichen Charakter schöner Weiblichkeit beherrscht, so erleidet doch auch seinerseits das ganze Leben des Mannes

eine ähnliche und entgegengesetzte Beschränktheit. So wenig als je das Weib den männlichen Character erreichen kann und soll, eben so wenig kann sich auch der Mann den weiblichen aneignen; aber beide sind an sich gleich menschlich, gleich würdig und stellen erst in ihrer lebendigen Vereinigung den ganzen, vollständigen Charakter der Menschheit dar. Das weibliche Geschlecht ist eben so allseitiger, eigenthümlicher und harmonischer Bildung fähig als das männliche, und die Menschheit selbst bleibt so lange nur mangelhaft und theilweis gebildet, als das schöne schwächere Geschlecht der Frauen von der rohen Kraft der Männer undankbar und fühllos unterdrückt, in irgend einem Theile menschlicher Bestimmung hinter dem männlichen zurückbleiben muß. Tugend und Liebe, Wissenschaft und Kunst, Recht und Religion, alle wollen erst auf männliche und weibliche Weise eigenthümlich vollendet sein, ehe die Menschheit sich rühmen kann, sich allseitig harmonisch ausgesprochen zu haben. Erst männliche und weibliche gleichförmige Bildung in freiem harmonischem Wechselspiele ist der Triumph der Menschheit."

So lange dieses Ziel noch nicht erreicht ist, sind die Frauen als Ausnahmen zu betrachten, welchen es entweder mit oder ohne Absicht gelang, ihren Namen in das Buch der Geschichte zu schreiben, und so lange dürfen wir uns auch weder wundern, noch es allzuhart

verurtheilen, wenn Tausende von Frauen die Sittlichkeit beleidigten, weil sie nur so einen Wirkungskreis, der sie der engsten Beschränktheit entrückte, erhalten konnten. Unter den zahlreichen Namen berüchtigter und berühmter Maitressen, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat, finden wir nicht blos Frauen, die zu dem Auswurf ihres Geschlechts gehörten, nur Unheil stifteten und nur Flüche erndteten, weil sie allein sich selbst im Auge hatten und den eigenen Lüsten und Begierden dienten — sondern, wir finden auch solche, die durch hohe Gaben des Herzens und Geistes ausgezeichnet waren, welche Gutes thaten und stifteten, und die hochgestellten Männer, welche sie liebten, oft auf die Bahn des Rechtes und der Humanität lenkten und so eben so viel Segen um sich verbreiten und empfingen, als jene Flüche — und diese edleren weiblichen Naturen sind es, deren Entwürdigung und Schande nicht allein auf sie und ihr Geschlecht fällt, sondern auf die inhumane Unterdrückung und Beengung desselben in seinen edelsten Fähigkeiten; sie sind es, welche, wenn sie einen andern Weg offen gefunden hätten, ihn gewandelt sein würden, so daß wir sie jetzt als Muster weiblicher Größe hinstellen und preisen könnten, indeß wir ungezwungen sind, sie, wenn nicht zu verdammen, doch zu bemitleiden.

Die Welt, die sich eben von jeher lieber von den Schwächen der Menschen — und namentlich der Frauen — als von ihrer Stärke und ihren Tugenden unterhalten ließ, hat namentlich sowohl um dieses Geschmackes

willen als auch veranlaßt durch jene immer noch herrschende männliche Ansicht, welche die Frauen nur nach ihrer Naturbestimmung und also in der Geschichte nach ihren Liebesverhältnissen betrachtet — in unzähligen historischen Sammelwerken wie in noch zehnmal mehr Romanen und Novellen die Lebensbilder interessanter Maitressen erhalten — und sowohl darum, als eben weil dieser Gesichtspunkt so wenig der unsrige ist, wie derjenige, welcher fürstlichen Personen eine höhere und Ausnahmestellung einräumt, sehen wir hier von der Schilderung der Einen wie der Andern ab.

Allerdings sind auch die meisten der Namen die unser Inhaltsverzeichniß nennt, wie das nicht anders sein kann, bekannt sammt ihren Lebensschicksalen, obwohl wir Sorge getragen haben, wenigstens einige solche aufzufinden, welche noch nicht so oft biographisch bearbeitet worden sind; daß wir nicht wenigstens einem Leserkreis, den wir nicht unter den Fachhistorikern suchen, nichts Neues mitzutheilen wüßten — aber es lag uns daran aus allen Jahrhunderten eine Frauengestalt vorzuführen, die von Einfluß war auf die Zeit, in der sie lebte und dieselbe darzustellen im lebendigen Zusammenhange mit dieser Zeit, um dadurch zu zeigen, daß die Frau dazu befähigt sei und entweder in der Befolgung eines dunkeln Dranges oder in selbstbewußter Erkenntniß auch die Macht und das Recht — trotzdem es ihr noch so oft bestritten wird — habe, handelnd mit einzugreifen in den Gang der allgemeinen Entwicklung. Und es lag uns doppelt daran auch mit

unsrer weiblichen Hand und Auffassung diese Lebensbilder zu entwerfen, weil die Männer gerade die Frauen am wenigsten richtig beurtheilen und ihnen mindestens nicht nachempfinden können, die von der Sehnsucht geleitet wurden aus dem beschränkten Familienkreis heraus zu treten, in den man mit Gewalt sie bannen wollte. Daß diese Sehnsucht in unzähligen Frauenherzen lebt, und zwar als eine vollständig berechtigte menschliche lebt, wollen und können so viele Männer, die sich selbst noch von alten Vorurtheilen beherrschen lassen, nicht zugeben und begreifen, ja, es ist den meisten von ihnen auch nicht einmal zuzumuthen, daß sie sich in die Lage eines Wesens versetzen können, welches in sich den heiligen Drang nach Wissen und Wirken fühlt und doch nirgend Gelegenheit findet denselben zu bethätigen — und daher kommt es denn, daß sie den Frauen für ihre Handlungen ganz andere Motive unterschieben als diejenigen sind, welche sie wirklich haben. Einmal ganz von der Annahme beherrscht, daß die Frauen nur eine Naturaufgabe hätten, eine Culturaufgabe aber ihnen nur mittelbar zu theil geworden, durch die Macht ihres Einflusses auf den Mann, schieben dann jene Männer als Historiker selbst den Frauen, welche auf irgend einem Gebiet, sei es auf dem des Wissens oder der That etwas Außerordentliches leisteten auch meist ganz falche Motive unter. Eine Jungfrau von Orleans wird da entweder ganz geleugnet oder zu einem Werkzeug der Pfaffen gestempelt, eine Charlotte Cordais soll sich nur

deshalb für die französische Republik geopfert haben, weil sie einen Girondisten geliebt und was dergleichen absichtliche oder absichtslose Geschichtsfälschungen mehr sind. Wir, eine Frau welche über Frauen schreibt, können hoffen die Trägerinnen berühmter Namen, denen wir unsre Feder widmen von diesen Fälschungen gereinigt und es zumeist unsern Leserinnen anschaulich gemacht zu haben, aus welchen allgemein menschlichen, nicht speciell weiblichen Motiven die seltensten Frauenthaten hervorgegangen sind.

Der hier uns zugemessene Raum gestattete nur eine kleine Auswahl zu bringen; wir haben darum auch erst mit dem 15. Jahrhundert begonnen und unsere Wahl hauptsächlich mit von dem Wunsche leiten lassen, in unsern kleinen Gemälden, die wir in historischer Folge an einander reihen, eingedenk unsers Gesammttitels, daß wir „Privatgeschichten der Weltgeschichte" liefern wollen, auch zu zeigen, wie in einzelnen Frauengestalten die Besonderheit ihres Zeitalters zur Erscheinung kam.

So richten wir Denkmäler auf, die nicht allein schon in die Tafeln der Geschichte eingegrabene Frauennamen tragen, sondern Denkmäler der Thatsache: daß trotz aller Hemmnisse edle und strebende Frauencharaktere ihre Bahn nach dem Ziele der Menschheit zu wandeln wissen, welches kein anderes ist als: neben der Erfüllung einer speciellen männlichen und einer speciellen weiblichen Bestimmung auch der allgemein menschlichen Bestimmung gerecht zu werden.

Bona.

1410 — 1466.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, als sich die italienischen Fürsten immer untereinander befehdeten, kam ein parmesanischer Offizier mit seinem Corps auch in das Veltlin. Er sah dort auf dem Felde ein schönes junges Mädchen, Namens Bona, welches die Schafe hütete und dabei die Weisen ihres Volkes sang. Der junge Held Pietro Brunoro gesellte sich zu ihr, begeisterte sie durch die Erzählung seiner Heldenthaten und gewann ihre Liebe durch die seinige. Als er ihre Flur verließ, um im Dienste des Herzogs Francesko Sforza gegen König Alfons von Neapel ins Feld zu rücken, so überredete er sie leicht, als sein Knappe verkleidet mit ihm zu ziehen, ihre Hütte und ihre Heerde zu verlassen. Sie legte zu dem Zwecke Männerkleider an, nahm selbst ein Schwert, bestieg ein Pferd und galt für Brunoros Knappen.

Damals dienten selbst die höheren Offiziere nur um Sold und gingen von einem Fürsten zum andern, von einer Partei zur andern, überall nur ihre persönlichen Interessen verfolgend und in ihre persönliche

Tapferkeit ihren Hauptruhm setzend. So wechselte auch Brunoro seine Herren. Aus Sforzas Diensten ging er in die des Königs von Neapel; aber er fand hier keine Befriedigung und wollte auch ihn wieder verlassen, als sein Vorhaben entdeckt und er in's Gefängniß geworfen ward.

Bona war darüber untröstlich, aber sie beklagte nicht nur den Geliebten, sie handelte für ihn und suchte Alles aufzubieten ihm wieder zur Freiheit zu helfen. Sie eilte zu allen Fürsten Italiens, denen Brunoro einst gedient, selbst zum König von Frankreich, zum Herzog von Burgund und zum Senat der Republik Venedig und bat überall um Verwendung für den Gefangenen. Alle waren von ihren Bitten und Thränen gerührt und sie erhielt zahlreiche Empfehlungsbriefe an den König von Neapel, die sie diesem persönlich mit einem Fußfall übergab und dabei erklärte nicht eher aufzustehen bis Alfons ihren Geliebten begnadigt.

Der König machte ihr erst Gegenvorstellungen. Er erklärte, daß sie einen Ungetreuen liebe, wer seinen König verlasse, werde auch sein Weib verlassen, sie solle ihn darum lieber aufgeben, statt sich selbst unglücklich zu machen. Allein Bona ließ diese Gründe nicht gelten und so erlaubte ihr Alfons in Brunoros Gefängniß zu gehen und ihm selbst die Freiheit anzukündigen.

Am folgenden Tage ward das neubeglückte Paar in Neapel getraut und wollte sich auch dem König vorstellen, um ihm zu danken, allein dieser ließ sie des Landes verweisen.

Beide gingen nun nach Venedig und Brunoro erhielt hier vom Senat —, hauptsächlich auf Verwendung seiner Gemahlin, für deren Schicksal und treue Liebe man sich schon interessirt hatte — ein Truppencommando mit einem Gehalt von 20,000 Dukaten.

Bona wich auch jetzt nicht von seiner Seite; sie trug wieder Männerkleider, begleitete ihren Gemahl in die Schlacht und verrichtete an seiner Seite Wunder der Tapferkeit. Einst belagerten sie mit den Venetianern das Schloß Pavöno bei Brescia, in das der geschlagene Feind geflohen war. Die Belagerten wehrten sich tapfer und Francesko Sforza rückte heran die Burg zu entsetzen. Brunoro ging ihm entgegen; ein Treffen war unvermeidlich. Bona blieb indeß mit einem Corps vor Pavano liegen. Einige Tage vergingen und es schien ihr unmöglich, länger in Unthätigkeit zu verharren — so beschloß sie indeß selbst die Burg zu erstürmen. Ihre Krieger waren dazu bereit, als sie sich selbst an die Spitze derselben stellte und ihren Muth entflammte. Zweimal ward der Sturm von den Belagerten zurückgeschlagen — aber zum dritten Male stand Bona mit ihrer Fahne selbst auf der Mauer und das Schloß war erstürmt. Die Besatzung streckte die Waffen und gleichzeitig kam die Nachricht, daß auch Brunoro gesiegt und die Mailänder geschlagen hatte.

Man kann sich denken, welch entzücktes Wiedersehen das Paar nach solchen Gefahren und Siegen feierte! Im Triumph zogen sie mit den eroberten Fahnen in Venedig ein und wurden von der Republik mit

Jubel empfangen. Lange Zeit — erzählt eine Chronik von Venedig — ward daselbst kein Mädchen anders als „Bona" getauft.

Negraponte wurde bald darauf von den Türken hart bedrängt und der Senat sendete, um dies Kleinod der Republik zu erhalten, auch dahin Brunoro und seine Gattin ab. Wirklich schlugen beide die Türken und befreiten die Stadt von der Belagerung. Auch der Einzug des Paares in Negraponte war ein Triumphzug. Alles drängte sich an die schöne Frau, die selbst immer mit inmitten des Kampfes gewesen war und mit hochgeschwungenem Schwert sieghaft gefochten hatte.

In der Stadt selbst aber erkrankte Brunoro plötzlich und starb in den Armen seines treuen Weibes.

Bona war darüber untröstlich und zog sich darauf ganz von dem kriegerischen Leben zurück, in dem sie so lange Außerordentliches geleistet hatte. Sie widmete sich nun nur allein ihren beiden Kindern, mit denen sie in der Stille einer kleinen Stadt auf der Halbinsel Morea lebte. Dort starb sie 1466 und ihr Grab war lange Zeit eine Wallfahrtsstätte für alle Fremde, welche in diese Gegend kamen. In Venedig aber sangen die Gondoliere noch lange Zeit von ihren Heldenthaten und im Veltlin sang man eben so idyllische Weisen von der schönen Schäferin, die ihrem Geliebten folgte, weder Kerker noch Schlachtgetümmel scheuend.

Johanna d'Arc.

1410—1431.

Frankreich war unter dem wahnsinnig gewordenen König Karl VI. ein Spielball der sich im Innern bekämpfenden Parteien. Mit den Engländern war ein Waffenstillstand geschlossen worden und König Richard II. hatte 1394 die Tochter Karls VI. geheirathet. Der Herzog von Orleans ward zum Administrator des Königreichs ernannt und diese Ernennung erregte die Eifersucht des Herzogs von Burgund, Johann ohne Furcht. Eine glühende Feindschaft zwischen diesen beiden Prinzen war die Folge und ihre Anhänger standen sich in größter Erbitterung gegenüber. Der Herzog brachte eine neue Auflage in Vorschlag und Johann, der sich mit im Rathe befand, war dagegen, um sich bei dem Volke einzuschmeicheln; er verließ Paris und kam bald mit einer bewaffneten Macht zurück, um seine Meinung geltend zu machen 1407. Der Herzog und die Königin Isabella (eine Prinzessin von Bayern) entfloh vor ihm, aber Johann behielt den Dauphin zurück. Darauf versöhnten sich die beiden Gegner, nahmen zusammen das heilige Abendmahl und schliefen in

einem Zimmer. Doch plötzlich ward der Herzog von Meuchelmördern überfallen und ermordet. Der verrätherische Johann konnte nicht leugnen, daß er diese That veranlaßt hatte, er floh aus Paris, kehrte aber bald mit einer Armee zurück und trat nun mit Keckheit auf. Niemand bedauerte den Herzog, denn er war allgemein verhaßt; ein Franciskanermönch, Johann Petit, vertheidigte sogar diesen Meuchelmord durch die Behauptung: es sei Jedermann erlaubt, einen Tyrannen zu tödten.

Johann ohne Furcht schlug alsdann die rebellischen Lütticher, die sich gegen ihren weltlichen Bischof aufgelehnt hatten, weil er nicht Geistlicher werden wollte, dann kehrte er triumphirend nach Paris zurück, wo er als Tyrann herrschte, und den König nebst dem Hof unter seiner Gewalt hielt.

Der junge Herzog von Orleans erhob unterstützt von dem Grafen von Armagnac die Fahne des Aufruhrs, um seinen Vater zu rächen. Der Krieg entbrannte auf verschiedenen Punkten in Frankreich; die beiden Parteien nannten sich die Armagnacs und die Burgunder 1417. In einem Zwischenraum des Bewußtseins ergriff der König Partei gegen Johann ohne Furcht und unterzeichnete mehrmals Verträge, die aber nicht gehalten wurden.

Es folgten immer unglücksschwerere Zeiten für Frankreich; der Ehrgeiz der Vornehmen plünderte und zerriß es und überlieferte es so einer fremden Macht. Diese Gesetzlosigkeit, welche die kleinen Fürsten verur-

sachten, dauerte Jahrhunderte hindurch. Aber die gegenwärtigen Unordnungen unterschieden sich wesentlich von den frühern. Als das Feudalsystem noch in seiner Reinheit bestand, waren es die großen unabhängigen Fürsten, die einander ihre Besitzungen zu entreißen suchten. Seitdem aber der König die höchste Gewalt erlangt hatte, stritten sich die Vornehmen, meistentheils Prinzen von Geblüt, um die Ausübung der königlichen Gewalt und den öffentlichen Schatz. Nur die Herzöge von Burgund waren mächtige und freie Oberherren. Die Apanagen hatten das Feudalwesen der Vornehmen in anderer Gestalt erneuert, Frankreich ward wie ein Erbgut zerstückelt, und bildete zwei Nationen, die einander zerfleischten. Das Volk entartete durch Parteiungen, an deren Spitzen übermüthige Prinzen standen, denen gleichwohl die gedankenlose Menge anhing; nur die Schlechten konnten dabei gewinnen, die Uebrigen waren Betrogene oder Schlachtopfer; das Volk befand sich immer zwischen Hammer und Ambos und ward die Beute des augenblicklichen Siegers. Da die Franzosen durch einen zwecklosen Bürgerkrieg beschäftigt waren, so dachten sie nicht an ihre Stände — und so erfuhren sie bald was Hofpartheien immer in ihrem Gefolge haben: sie wurden erst der Spott des Auslandes und dann aber diesem Ausland unterworfen.

Heinrich V., König von England, hielt diese Umstände seiner Eroberungslust für günstig. Er landete daher 1415 mit einem Heere in Frankreich und ging über die Somme. Die Franzosen waren an Zahl die

stärkeren, aber sie griffen auf einem ihnen ungünstigen Boden an und wurden in der Schlacht bei Azincourt geschlagen. Dieser Sieg war für die Engländer nicht sogleich vortheilhaft, denn sie gingen, da sie zu weitern Unternehmungen zu schwach waren, über den Kanal zurück. In Frankreich aber erneuerten sich die Parteikämpfe. Der Graf von Armagnac unterhandelte mit Heinrich V. und erkannte ihn als König von Frankreich an. Die Königin Isabella trat auf die Seite Johannes ohne Furcht, der sie aus der Haft befreite, worin sie der König, ihres anstößigen Lebenswandels willen, hatte halten lassen. Johann kam nach Paris zurück und richtete ein fürchterliches Blutbad unter seinen Feinden an. Der Scharfrichter war sein vertrautester Freund und Gefährte; binnen drei Tagen wurden 3500 Menschen in den Gefängnissen ermordet; das Blut floß auf den Straßen und auf dem Hofe des Palastes. 2000 kriegerische Edelleute leiteten diese Metzeleien und ihre Führer waren dabei die Spitzen der Aristokratie wie Luxemburg, Harcourt, Chogrousi u. A., die sich durch den Raub der Schlachtopfer bereicherten. Man ereifert sich immer über die Scheußlichkeiten, welche das Volk von Paris in der französischen Revolution beging — aber wie sehr sie auch an Wahnsinn grenzen mochten, immerhin hatten sie einen idealen Hintergrund — aber man verschweigt diese Scheußlichkeiten, welche von Edelleuten und Prinzen und zwar nur im Dienst des gemeinsten Eigennutzes und der Habsucht vollführt wurden!

Unterdessen nahm König Heinrich V. mit seinen Engländern die Normandie weg, 1419.

Der Dauphin Karl hatte mit Johann eine Zusammenkunft auf der Brücke von Montereau, wo dieser von du Chatel ermordet ward. Die Königin verband sich mit Johanns Sohn gegen den Dauphin. Heinrich V. sprach beide in Troyes, und ward zum Regenten ernannt. Er hielt einen prächtigen Einzug in Paris, heirathete Prinzessin Katharina, die Tochter Karls VI. und ließ einen französischen Marschall in die Bastille setzen, nur weil er es gewagt hatte, den König mit einem bedenklichen Blicke zu messen. Heinrich starb bald darauf und Karl VI. folgte in Kurzem nach 1422. Das gutmüthige Volk bedauerte ihn, weil er immer unglücklich gewesen — aber kein einziger Prinz wohnte seinem Leichenbegängniß bei.

Der Dauphin Karl VII. war von der Königin, seiner eigenen Mutter und durch Heinrich V. geächtet, darum verlegte er als Regent das Parlament von Paris nach Poitiers. Das Parlament, welches früher nur auf ein Jahr ernannt ward, war nun fortwährend und die Räthe hatten sogar das Recht, dem Könige neue Mitglieder vorzuschlagen. —

Der Marschall de Lafayette gewann für den Dauphin die Schlacht von Baudó gegen die Engländer. Nach dem Tode des Königs von Frankreich und des von England erhob sich seine Partei wieder. Jedoch ließ sich der Herzog von Badford zu Paris zum Regenten von Frankreich erklären für Heinrich VI.,

der noch in der Wiege lag. Mehr als die Hälfte von Frankreich hielten die Engländer besetzt und waren mit dem mächtigen Herzog von Burgund verbündet, wie denn auch der Herzog von der Bretagne zu ihrer Partei gehörte.

Karl VII. war zwar tapfer, aber schwach und dem Vergnügen ergeben. Seine Geliebte Agnes Sorel suchte ihn etwas aufzurütteln, doch vermochte sie es nur halb. Es gelang ihm, einige feste Plätze zu nehmen, dagegen aber verlor er die Schlacht von Voreuil. Seine Getreuen: Dunois, der Bastard von Orleans, Lahire, La Tremouille u. A. waren tapfere Ritter aber schlechte Feldherrn. Nach sechsjährigem Kampfe sah sich der Dauphin auf das Gebiet Bourges beschränkt. Orleans ward 1728 belagert, und mit dieser Feste, welche der tapfere Gaucaur gegen den Grafen von Salisbury vertheidigte, mußte jede Hoffnung des Dauphin fallen, sich die Herrschaft zu erobern. Man hatte keine Aussicht, Orleans zu entsetzen und Karl VII. selbst gab es auf.

Dies ist der Zeitpunkt, an dem unsere Biografie Johanna d'Arcs erst zu beginnen hätte, aber wir mußten vorausschicken, wie sich die Verhältnisse in Frankreich so unglücklich hatten gestalten können, um für die Gestalt, welche wir vorzuführen haben, den richtigen Hintergrund zu gewinnen und die folgenden Ereignisse motivirt zu finden.

Als man schon täglich die Uebergabe von Orleans erwartete, fand sich Ende Februar 1429 ein junges Mädchen bei Robert Baudricourt, dem Gouverneur von

Vaucouleurs ein, und sagte ihm, sie sei von Gott gesandt, Orleans zu entsetzen und den von den Engländern so hart bedrängten König Karl zu Rheims krönen zu lassen. Baudricourt sah das schöne neunzehnjährige Mädchen lächelnd an, sie aber ließ sich dadurch nicht beirren, sondern fuhr fort: „Ja, ja mein Herr! Ihr sollt es wissen und ich wiederhole es, daß ich von Gott Befehl erhalten habe, dem bedrängten edlen Dauphin Hilfe zu leisten, welcher der rechtmäßige Herr und König von Frankreich ist und bleiben soll. Orleans durch mich zu entsetzen hat mir Gott geheißen, und führen soll ich den Dauphin nach Rheims, ihn daselbst zum Könige krönen zu lassen!“

Du sprichst im Traume! sagte Baudricourt und wendete sich von ihr. Die Soldaten witzelten über sie und wollten den gewohnten Muthwillen an ihr auslassen, aber sie blickte sie so fromm und ernst an, daß sie sich beschämt und entwaffnet fühlten und sie ruhig ihres Weges gehen ließen.

Nach ein paar Tagen kam sie wieder zu Baudricourt und sagte zu ihm: „Zu lange wartet Ihr, dem Dauphin mich zu senden. Er hat heute bei Orleans viel verloren und größer noch wird sein Verlust werden, wenn Ihr länger zaudert, mich zu ihm bringen zu lassen.“ — Der Dauphin hatte an eben diesem Tage eine Schlacht verloren, aber erst einige Tage drauf kam die Nachricht davon in Baudricourts Lager. Jetzt erst wurde dieser aufmerksam auf Johanna, die er auch zum Zweitenmale fortgeschickt hatte. Er sandte jetzt nach

ihr, denn sie hielt sich in der Nähe auf und erklärte sich bereit, ihren Rathschlägen zu folgen. Auf ihr Verlangen gab er ihr eine Rüstung, Waffen und ein Roß und zwei Offiziere zur Begleitung, da sie sogleich nach Chinon wollte, wo damals der König sich aufhielt.

So viel auf diesem Wege auch zu befürchten war, da sie denselben durch manche vom Feinde besetzte Stadt nehmen mußten, so legten sie ihn dennoch unaufgehalten zurück und kamen glücklich in Chinon an. Auf Baudricourts Bericht erwog der König mit seinen Räthen, was zu thun sei. Man besorgte den Spott der Feinde und wollte anfangs die Sendung des Mädchens nicht anerkennen. Nach und nach aber drang doch die Meinung durch, daß man wenigstens das Mädchen sehen und sprechen wolle, um daraus zu sehen, ob man es mit einer Betrügerin, Wahrsagerin oder wirklich einem außergewöhnlichem Weibe zu thun habe. Zu diesem Zwecke mischte sich daher der Dauphin ohne Abzeichen seiner Würde unter die Hofleute, um nicht erkannt zu werden und ließ Johanna einführen. Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, aber als sie in den Saal trat, ging sie ohne Weiteres auf ihn zu, grüßte ihn ehrerbietig und sprach:

„Mein edler Dauphin, von Gott bin ich gesandt! Mein Name ist Johanna d' Arcs. Ich werde Orleans entsetzen und dich nach Rheims führen zur Königskrönung.“

Diese Zuversicht und Gewißheit, mit der sie den König fand und anredete, machte ihn und die Anwe-

senden bestürzt. Er fragte, wer sie sei und woher sie komme? denn vorher hatte sie auf alle Fragen, die man deshalb an sie stellte, geantwortet, daß sie nur dem Könige selbst dies sagen wolle. Sie erzählte, daß sie aus dem Dorfe Domremi gebürtig sei und dort die Schafe ihrer Eltern gehütet habe, dort sei ihr die heilige Jungfrau erschienen und habe ihr gesagt, was sie thun solle. Alles was sie rede, rede sie nicht aus sich, sondern Gott habe es ihr eingegeben. Nachdem man sie mehrmals durch Fragen versucht hatte, sie zu beirren und sie auf Alles klar und einfach antwortete, erklärte sie endlich: man solle sie mit dem Könige allein sprechen lassen, sie wolle ihm sagen, was er in den letzten Tagen gethan und gedacht habe und was außer ihm selbst Niemand wisse. Und wirklich war der König von dem betroffen, was sie ihm sagte und erklärte, daß sie die Wahrheit rede und er selbst nicht im Geringsten mehr an ihrer göttlichen Sendung zweifele. Dennoch wagte er es nicht, sich ihr zu vertrauen und ihren Willen zu thun, bis er sein Parlament darüber befragt hatte, er sandte sie darum erst an dasselbe nach Poitier.

Auch hier bestürmte man sie mit Fragen und Zweifeln aller Art und unterwarf sie mannigfaltigen Prüfungen. Aber sie benahm sich auch hier mit einer Gewißheit, Festigkeit und Bestimmtheit, welche die Herren betroffen machte. Sie fanden, daß ein so einfaches Hirtenmädchen dies Alles, was sie sagte, nicht uur aus sich selbst nehmen konnte, und während die Einen in

der That an eine höhere Eingebung glaubten, meinten die Andern, man könne es wenigstens mit ihr und ihren Rathschlägen versuchen. Waren doch schon fast alle Hilfsmittel erschöpft, alle Hoffnung verloren, warum sollte man nicht die letzte rettende Hand ergreifen, die sich in einer Weise und in einem Augenblicke bot, wie und wo man sie am allerwenigsten erwartet hatte?

Endlich erhielt Johanna auch hier die Antwort, daß man ihr Anerbieten annehmen wolle. Man hatte eben viel Proviant zusammen gebracht und fragte sie, ob sie diesen nach Orleans geleiten wolle?

Mit ruhiger Zuversicht antwortete sie, daß dies geschehen werde. Doch verlangte sie eine Rüstung und ein Schwert, welches mit goldenen Lilien bezeichnet in einem Grabe in der Katharinenkirche, dessen Stelle sie genau angab, liege. Das Grab wurde geöffnet und zum Erstaunen aller Anwesenden das zuvor beschriebene Schwert darin gefunden. Dies bestärkte bei Allen den Glauben an ihre höhere Sendung. Sie wappnete sich vom Kopfe bis zum Scheitel so kundig und gewandt, als habe sie stets Waffen getragen, bestieg ein Roß, tummelte es mit einer Geschicklichkeit, die jeden, der sie sah, in Verwunderung setzte, schwang das Schwert und rief:

„Mir nach! mir nach! Gott ist mit uns und Orleans wird entsetzt!“

So zog sie nach Blois. Hier ließ sie sich nach ihrer eignen Angabe eine weiße Standarte machen, in welcher eine Mutter Gottes über einer Weltkugel schwebte,

sie hob sie hoch auf und rief mit Begeisterung aus: „Gott giebt uns Sieg!"

Nun ließ sie an den englischen General ein Schreiben abfertigen, in welchem sie ihm erklärte: sie sei von Gott gesandt und werde nicht dulden, daß die Engländer länger in Frankreich herrschten, sie komme, Orleans zu entsetzen und nicht eher zu ruhen, bis die Engländer wieder in ihr Vaterland über das Meer zurückgeschlagen wären, darum fordere sie zuerst freien Abzug von Orleans. Da sie selbst weder lesen noch schreiben konnte, dictirte sie diesen Brief, welcher lautete: „Höret die Stimme Gottes und der Jungfrau an den Herzog von Badfort, der sich Regenten von Frankreich nennt."

Dies geschah im April 1429. Die Engländer unter Suffolk lachten über diese Sendung und dies Beginnen und meinten, — wie vorausgesehen — es müsse sehr schecht mit dem Dauphin stehen, daß er sogar beherte Mädchen aufraffe, sie in's Feld zu stellen und Orleans ward von Tag zu Tag härter belagert. Indeß sahen die Engländer bald darauf mit stummem Erstaunen und darum thatlos zu, wie die Franzosen überschifften und dachten nicht im Mindesten an einen Angriff. Die Sache kam ihnen in der That trotz der vorhergegangenen Ankündigung so überraschend und so merkwürdig, daß sie nur mit einer Art von Neugier das Heer des Feindes beobachteten, ohne es zu stören. So konnte Graf Dunois, der Bastard des Herzogs von Orleans, der als Commandant in der Stadt befehligte, einen

Ausfall machen, durch welchen ein Theil des Proviantes in die Stadt gebracht ward. Ebenso gelang die Einführung eines zweiten Transportes mitten durch die Redouten der Engländer. Anstatt daß Suffolk durch Thätigkeit und Entschlossenheit sein Heer zu neuem Muthe hätte anfeuern sollen, blieb er unthätig, damit man sich vom Schrecken erholen könne, gab aber dadurch selbst Veranlassung, an die Zauber und Wunder zu glauben, welche man mit Johanna's Erscheinen in Verbindung brachte.

Johanna befahl nun, ohne Weiteres die Hauptwerke der Engländer, aus welchen sie die Stadt beschossen, anzugreifen. Sie stellte sich selbst an die Spitze der 1200 Mann, welche St. Sever befehligte, die heilige Fahne in der Hand, ging sie den Stürmenden voran und wich, obwohl sie schwer verwundet war, nicht aus dem Gefechte, bis die Engländer sämmtliche Verschanzungen hatten räumen müssen und die Belagerung aufgehoben war. Triumphirend hielt die Siegerin unter dem Donner der Kanonen und dem Geläut aller Glocken, ihren Einzug in Orleans. Die Einwohner zogen ihr mit Kränzen und Fahnen frohlockend entgegen und schrieen: „Gegrüßt und gelobt sei die Jungfrau, die da kommt im Namen des Herrn!"

Sie aber gab Gott die Ehre, eilte zuerst in den Dom, warf sich am Hochaltare nieder, senkte ihr Schwert und ihre Fahne und betete: „Preis und Dank sei dem Herrn! Vollende Du, o Gott, was ich begonnen!" „Amen!" sprach in Dank und Jubel alles Volk.

Zum ewigen Andenken der Befreiung der Stadt wurde ein Jahresfest gestiftet — man feiert es noch heutigentags — und die Heldin, der es gelungen war, Orleans nach einer siebenmonatlichen Belagerung zu befreien, nannte man von da an die Jungfrau von Orleans. Und da dies von den wenigen Städten, welche der Dauphin noch inne hatte, die mächtigste war, so betrachtete man ihre Rettung als die Rettung des ganzen Reichs. Nicht nur das Heer, ganz Frankreich war von diesem Tage an von neuer Begeisterung und Siegesmuth erfüllt, man glaubte wieder an die Möglichkeit, das Vaterland von den fremden Regenten zu befreien und damit war ganz von selbst das Zeichen zu einer neuen Erhebung gegeben. Johanna aber, von der dieses erste Zeichen ausging und an deren Namen es sich knüpfte, ward wie ein Schutzengel verehrt und ihren Befehlen jede Folge geleistet. —

Der Herzog von Bedfort aber berichtete an den König von England: „Wir haben die Belagerung von Orleans mit großem Verluste aufheben müssen. Der bisher so muthlose Feind, von einem Weibe angeführt, daß die Jungfrau genannt wird, hat wieder Muth bekommen und uns genöthigt, die erkämpften Vortheile aufzugeben. Was Waffen führen kann, strömt den Fahnen dieser sogenannten Jungfrau zu, die, ausgespieen von der Hölle, eine Schülerin des Satans ist, die durch Zauberkünste und Beschwörungen den Franzosen Sieg und Muth verschafft."

Johanna aber eilte aus der freigewordenen Stadt

zurück nach Chinon zum König und berichtete ihm selbst: „Orleans ist frei, der Feind ist geschlagen. Die erste That, die mir der König des Himmels für Euch zu thun befohlen, ist vollbracht. Aber nun liegt mir ob, Euch sicher und wohlbehalten zur Königskrönung nach Rheims zu führen. Zweifelt nicht an der Erfüllung dessen, was ich Euch im Namen des Herrn verheiße, der es mir aufgetragen hat und mit mir sein wird, bis zur Vollendung meines Werks."

Der König, der sie mit Entzücken empfangen hatte, ertheilte ihr hierauf den Ritterschlag im Angesicht der dazu jubelnden Menge. Fortan schenkte ihr der König sein ganzes Vertrauen und that nichts mehr, ohne zuvor ihren Rath zu hören, den er wie ein Gottesurtheil betrachtete. Alle Edlen erklärten, sich ihrem Willen, ihrer Führung zu unterwerfen und alles Volk jauchzte ihr zu, die vom Volke stammte. Sie aber, obwohl sie für ihre Anordnungen Gehorsam forderte und sich dazu für berechtigt hielt, nicht allein, weil ihr der König das Recht geliehen, sondern weil sie sich bewußt war, es von Gott empfangen zu haben, als dessen Werkzeug sie sich betrachtete, blieb demüthig, anspruchslos und fromm, ohne je im Mindesten zu verleugnen, daß sie aus dem Volke stammte und ein ungebildetes Landmädchen sei. Alle die Macht und Größe, die ihr gegeben war, betrachtete sie nur als ein Etwas, das nicht ihr zukomme, sondern allein der göttlichen Sendung, die sie empfangen. Niemals überhob sie sich wie andre Emporkömmlinge, gleichviel,

ob Männer oder Frauen ihres Herkommens und ihrer Stellung, niemals benutzte sie den erhaltenen Einfluß in ihrem eignen Interesse.

Als der König sie einst in Gegenwart vieler Edlen aufforderte, ihm gründlich die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen und wie ihr der Gedanke gekommen sei, sich seinen Fahnen anzuschließen, berichtete sie ihm:

„Ich war dreizehn Jahre alt, als ich in meines Vaters Garten zu Domremy von einem lichten Glanz umgeben, eine Stimme hörte, die rechts von der Seite herkam, wo die Kirche steht. Anfangs fürchtete ich mich sehr, bald aber sprach ich zu mir selbst: dies muß die Stimme eines Engels sein! und meine Furcht verschwand. Und es war auch die Stimme eines Engels, des heiligen Michael, der mein guter Begleiter ward, mich ermahnte zur Frömmigkeit und zum Kirchengehen. Auch den heiligen Gabriel habe ich gesehen, die heilige Margaretha und die heilige Katharina. Sie haben alle mit mir gesprochen und von Zeit zu Zeit milde ermahnt. Alle meine Handlungen haben sie sie geleitet und sind mir fast täglich erschienen, ja an manchen Tagen zwei- und dreimal. Wenn sie mich verließen, weinte ich und wünschte, meine Seele möchte mit ihnen gehen können. Kamen sie wieder, so erfüllte mich das mit hoher Freude, ich sank auf meine Knieen nieder, faltete meine Hände, blickte andächtig zu ihnen auf und streuete ihnen Blumen. Aber bei dem Feenbaume habe ich dies nie gethan."

„Von diesem Feenbaum, der auch genannt wird „die schöne Maie“ steht geschrieben in alten Büchern, daß unter demselben zuweilen Feen sitzen und eine alte Frau aus meinem Dorfe will sie selbst gesehen haben. Ich aber habe sie niemals gesehen! — Unter dem Baume singen und spielen und tanzen die Mädchen gern. Ich bin auch zuweilen mit unter ihnen gewesen, habe aber mehr gesungen und nicht getanzt und dabei Blumenkränze gewunden für die heilige Jungfrau in Domremy. — Am Fuße dieses Baumes entspringt eine Quelle, zu der die Kranken gehen, um ihr Wasser zu trinken, um gesund zu werden; ich selbst weiß nicht, ob es so heilsam ist, wie man sagt. Als ich älter ward, mischte ich mich nicht mehr unter die spielenden Mädchen und meine Heiligen erschienen mir auch einmal als ich betend an der Quelle saß. — Unweit Domremy liegt auch „der graue Wald.“ Von meines Vaters Hause aus ist er zu sehen. Man sagte mir: Es sei geweissagt: eine Jungfrau werde bei dem grauen Walde hervorgehen, die große Dinge verrichten würde. Aber weiter weiß ich nichts von diesem Walde zu sagen.“

„Als ich nun bald neunzehn Jahre alt war, entdeckte mir der heilige Michael, welch' ein Unglück Frankreich bedrohe und sagte mir: ich müßte Orleans entsetzen und für den Dauphin in das Feld ziehen. Ich sagte, wie das möglich sei, da ich ein armes Mädchen wäre, weder reiten noch fechten könne, noch sonst etwas von der Kriegskunst verstände? Sie antworteten: der

Herr des Himmels werde mich ausrüsten mit Kraft und Geschicklichkeit seinen Willen zu vollbringen! — In die Hände der beiden Heiligen legte ich das Gelübde der Jungfrauschaft meines Leibes und meiner Seele. Sie hatten es nicht selbst von mir gefordert, aber sie gaben mir nun die Versicherung, daß, wenn ich mein Gelübde hielte, würden sie mich ins Paradies führen."

„Muthig und voll Vertrauen auf Gottes Kraft und Macht ging ich nach Vauscouleurs und zu Euch Herr König. Gottes Willen habe ich erfüllt und was er mir verhieß ist geschehen; Orleans ist befreit und zu Rheims werde ich den König krönen sehen! — Als Orleans entsetzt war, erschienen mir die Heiligen, nannten mich die Tochter Gottes und ich habe um drei Dinge zu ihnen gebetet: daß Gott die Franzosen beschützen wolle, daß ich meinen König gekrönt sehe und um das Heil meiner Seele. Noch haben sie mir ein Viertes versprochen, das ich aber jetzt nicht sagen kann und versicherten mich der Liebe Gottes. Da war ich froh und sprach: Ich will lieber sterben, als nicht in der Liebe Gottes bleiben! — Jetzt bin ich dessen gewiß, denn wenn dem nicht so wäre, würden die Heiligen nicht mehr zu mir kommen und mit mir sprechen; das thun sie aber noch immer, und ich erfreue mich der Liebe Gottes. Wenn ich der Hilfe der Heiligen bedarf, bitte ich Gott mit dem Gebete, das ich mir selbst abgefaßt habe, sie zu mir zu senden und spreche danach: „Allmächtiger Gott! zur Ehre Deines heiligen

Leidens flehe ich zu Dir, offenbare mir, wenn Du mich liebst, wie ich handeln und sprechen soll. Ich weiß wohl wie ich dies kriegerische Gewand anlege, aber ich weiß nicht, auf welche Art ich es zurücklassen muß; sei mir gnädig und lehre mich's. Alsobald kamen die Heiligen und sagten mir ganz vernehmlich: Gott wird Dich schützen! Und so ist es, mein edler Dauphin, wie ich sage. Laß uns eilen gen Rheims und dort empfangen die königliche Krone Deiner Väter!"

Diese Rede Johanna's steht so in allen Chroniken berichtet — es ist dies weder die Sprache einer Betrügerin, noch einer Ehrgeizigen, weder die Sprache einer ruhmsüchtigen ꝛc. Abenteuerin, die gern Aufsehen erregen möchte', noch eines von Pfaffen fantisirten Werkzeuges hierarchischer Gewalt — es ist die eben so einfache, wie schwungvolle Sprache einer — Somnambule.

Alles, was die größten Denker der Neuzeit über die magnetischen Zustände gesagt haben, mögen sie nun dieselben Schlafwachen, Somnambulismus, sinnliche und übersinnliche Hellsicht, Clairevogance, Magnetismus oder wie immer nennen, gesagt haben, paßt genau auf den Zustand Johanna's und die Schilderungen, die wir von ihren Lebensrichtungen und Beziehungen auch von den Geschichtsschreibern erhielten, denen selbst niemals der Gedanke kam, daß Johanna eine Somnambule gewesen sein könne. Es wäre mir leicht auch aus eigenen Erlebnissen Analogieen und Beispiele hierfür vorzubringen. Da es aber noch immer so viele Leute

auch unter den sogenannten Gelehrten giebt, welche entweder aus Bequemlichkeit und Kurzsichtigkeit Dinge, die nicht ganz in ihr System passen und die sie nicht aus Mangel an Erkenntnißkraft, erklären können, ohne Weiteres verwerfen und eben so viele oberflächliche Aufgeklärte, welche, weil unter dem bloßen Vorgeben magnetischer Kräfte und Eingebungen oft Schwindel und Aberglauben ihr Wesen getrieben, nun überhaupt jeden somnambulen Zustand für unwirklich und fingirt erklären, so erscheint es bedenklich, wenn eine obenein als Dichterin bekannte Frau nur ihr eigenes Urtheil in die Wagschaale legen will — man würde vielleicht auch da, wo sie Wahres und Selbsterfahrenes berichtet, nur poetische Fictionen zu empfangen meinen. Ich lasse darum einen der klarsten Denker unseres Jahrhunderts, den Philosophen Krause (in seinen Vorlesungen über Anthropologie) über diesen Gegenstand in einigen Sätzen sprechen:

„Von dem Zustande des Wachens, so wie des Schlafens ist der Zustand des Inwachens oder wie Einige sagen, des Schlafwachens wesentlich verschieden, welcher in seinen höheren Chancen sowohl sinnliche, wie übersinnliche Hellsicht ist. Dieser merkwürdige, lange noch nicht sorgfältig und tief genug untersuchte Zustand tritt im gewöhnlichen Zustande der Menschen dieser Erde nicht periodisch ein, wie Schlafen und Wachen, wohl aber nimmt auch er eine Periodictität an, wenn er sich weiter ausbildet. Der inwache Zustand wird entweder von der Natur selbst herbeigeführt,

oder auch durch eine mit Freiheit bestimmte Handlung. Die Natur versetzt den Leib in diesen Zustand meist in lebensgefährlichen Krankheiten, um eine entscheidende Krisis hervorzubringen, in einigen wenigen Menschen aber, ohne daß eine solche Beziehung und Absicht erkennbar wäre." — „Der inwache Zustand selbst besteht zunächst in einer gewissen Lebensstimmung des Nervensystems; zuerst in ihm selbst, dann aber in seinem Verhältnisse zum Muskelsysteme und in seinem Verhältniß zum Geiste." — „Tritt der inwache Zustand ein, so zeigt sich die schon angegebene Erweiterung der Naturanschauung 1. nach innen und 2. nach außen. Bei letzterm, indem der magnetisch Schlafende durch andere Theile des Nervensystems Lichtempfindungen erhält, und z. B. Geschriebenes, was auf die Herzgrube gelegt wird, lesen kann. Ferner zeigt sich ein Schauen von Gegenständen und Begebenheiten, die nach Raum und Zeit entfernt sind. Daher geschieht es, daß sie Dinge in naher Zukunft vorauserkennen, unter der Bedingung, daß diese Begebenheiten in der Natur jetzt bereits begründet sind, und nicht so, daß die erkannten Begebenheiten nothwendig eintreten müßten, sondern meist als Warnung, daß man sie vermeiden soll. Aber noch viel merkwürdiger ist die Erhöhung der reingeistigen Thätigkeit. Die Fähigkeit, zu denken und zu erkennen, wird freier, kräftiger, schneller, die reingeistigen Gefühle werden erhöht und gereinigt, und das Wollen erhebt sich zu reinerer, höherer Sittlichkeit, die Gefühle werden feiner, zarter und inniger.

Der Inwache schaut Andere rein wie sie sind, wie das Rein- und Allgemeinmenschliche in ihnen nicht zerstört wird durch die theilweise Verkehrtheit und Verderbtheit. Daher die Milde im Urtheil, daher die hohe Liebeinigkeit der Inwachen. Sie sind überhaupt leiblich und geistig tiefer und reiner in ihrem Verstande; sie haben eine innigere Abneigung gegen das Böse, reinere Liebe für das Gute. Der moralische Zustand, den sich ein Mensch im Wachen erworben, hat sichtbaren Einfluß auf seinen Inwachen: ist er wachend reiner und höher, so wird er auch im inwachen Zustand verhältnißmäßig noch reiner und höher werden."

Alles dies paßt auf Johanna, es paßt auf sie ebenso die Wahrnehmung, daß Somnambule auch eine erhöhtere Sprache reden — oft in Versen — als ihre gewöhnliche, daß sie himmlische Erscheinungen haben, von Schutzengeln und höheren Geistern sich umgeben meinen — und es ist noch besonders daran zu erinnern, daß zu allen Zeiten und in allen Völkern die Hellsehenden ihre Gesichte oder Anschauungen auf den Grundtypus des sie beherrschenden Satzungsglaubens gebildet haben. Johanna war eine eifrige und gläubige Katholikin, darum erschienen ihrer Phantasie die Engel und Heiligen ihrer Kirche, darum war es ein zugleich religiöser Impuls, den sie empfing, ihr Alles an die Rettung ihres Vaterlandes zu setzen. Es war ohnehin damals gerade eine Zeit, in welcher die Religionsangelegenheiten viel von sich reden machten; — zwei, ja drei Päpste stritten sich mit einander um die

Herrschaft auf Petri's Stuhl und das denkwürdige Concil zu Costnitz 1414—1415 erhielt eine grauenvolle Beleuchtung durch den Scheiterhaufen, welchen man dort angezündet und auf dem der edle Huß die Krone des Märtyrerthums errang. Dann wüthete der Hussitenkrieg fort, Schrecken und Abenteuer in seinem Gefolge; die Kirchenspaltung ward immer größer und breiter, neue Concilien wurden berufen und schon 1424 mußte Papst Martin V. ein solches ausschreiben, dessen Zusammentritt er aber, um es möglichst weit hinauszuschieben, erst auf 1431 in Basel bestimmte. Ueberall sprach man von einer Reformation der Kirche an Haupt und Glieder — und dies Alles zusammen konnte wohl dahin wirken, daß Johanna selbst in ihrem Dorfe so gut wie von dem Druck der Fremdherrschaft der auf ihrem Vaterland lastete, auch von Gefahren sprechen hörte, welche die Kirche bedrohten. Der König von Frankreich hieß ja immer der allerchristliche König, der Schirmherr der Kirche und so verschwammen in Johanna's reinem und frommem Herzen das bedrohte Vaterland und der bedrohte Glaube in ein heiliges Gefühl, das sich nicht allein in der Extase ihres Somnambulismus offenbarte, sondern denselben zur That werden ließ. Die Wundergeschichten und Sagen, die in ihrer Heimath lebten und deren Zeugen sie in Heiligenbildern und dem Feenbaum dort immer vor sich sah, mußten auch mit dazu beitragen, ihrer Phantasie den kühneren Schwung und ihrer Seele den Glauben an sich selbst zu geben — den ja überhaupt alle wirklichen Somnambulen haben.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zum Leitfaden der Geschichte zurück.

Johanna bat also jetzt den König, sich von ihr nach Rheims führen zu lassen. Diesem Zuge stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Man hatte mehr als 70 französische Meilen durch ein vom Feinde besetztes Land zu marschiren, mußte drei große und viele kleinere Flüsse passiren und so viele Städte belagern, als zwischen Loches und Rheims lagen, und dennoch ward der Zug mit 5000 Reisigen und 6000 Fußknechten angetreten, welche der Duc d'Alencon befehligte nnd Johanna anführte. Aber man zweifelte nun nicht mehr an dem Erfolge, man glaubte an die Jungfrau, man glaubte an den Sieg, und darum siegte man, denn nur der Muth verrichtet Wunder der Tapferkeit und seine Stärkung beruht in der Hoffnung, daß man das Ziel auch wirklich erreichen werde, das man sich gesteckt.

Die Veste Jargeau wurde in zwei Tagen mit Sturm erobert. Johanna war die erste auf der Mauer und schwang triumphirend das Panner auf derselben; aber beinahe wäre sie durch einen Steinwurf getödtet worden. — Mauny und Beaugency wurden genommen und bei Patay verloren die Engländer eine Schlacht. Von Chinon brach der König den 19. Juni mit 12000 Mann auf und stieß zu dem geschwächten Heere. Johanna war mit ihrer Fahne immer und überall an der Spitze des Heeres.

Auxeare und St. Florentin ergaben sich der Hel-

din und man ging auf Troijes los. Diese Stadt aber, von Engländern und Burgundern wohl besetzt, machte Anstalten zu einer lebhaften Gegenwehr. Dem französischen Heere mangelte es an Lebensmitteln, man hatte nicht einmal Brod und mußte kärglich von Bohnen leben und selbst dieser Vorrath drohte sich bald zu erschöpfen.

Obwohl nun die Franzosen schon mehr erreicht, als sie vor einigen Wochen nur noch zu denken gewagt, und die Mannschaft selbst für Alles was Johanna that und anordnete begeistert war und ihr gern blindlings gehorchte, wurden jetzt die königlichen Räthe doch bedenklich. Johanna's Kühnheit überstieg nach ihrer Ansicht jetzt alle Begriffe; sie hielten es nicht für möglich, unter den jetzigen ungünstigen Umständen Troyes zu überwinden und riethen daher von der Belagerung ab. Ueberhaupt wurden in diesen Kreisen jetzt Stimmen laut, welche sich gegen die Jungfrau aussprachen. Natürlich — als diese Räthe und Herren eben selbst keinen Rath mehr wußten und alles verloren schien, war ihnen auch die Führerschaft des tollkühnen Mädchens recht gewesen, da es den einzigen Weg zur Haltung und Erhebung zeigte. Jetzt, wo dieser Weg gebahnt war, wachte jener kleinliche Männer-Neid und Ehrgeiz auf, der es nicht ertragen kann, ein weibliches Wesen in irgend einer nicht speciell weiblichen, sondern allgemeinmenschlichen Eigenschaft über sich erkennen zu müssen. Das Volk, der gemeine Soldat vertrauten Johanna — sie hatte einmal so wunderbar gesiegt, sie

würde weiter siegen, der Himmel war mit ihr. Die klugen und weisen Räthe aber, die über den Wunderglauben des Volkes spöttelten, und sich selbst nur des Aberglaubens bedienten, wenn er gerade zu ihren Zwecken paßte, glaubten erstens nicht an eine höhere Sendung eines Mädchens und noch viel weniger daran, daß überhaupt ein Weib weiser und besser sein könne, wie sie selbst. Sie empfanden es als eine Beleidigung ihrer Männerwürde, daß in diesem Augenblick ein Mädchen mehr erreicht hatte und mehr gepriesen ward, als irgend ein Mann in Frankreich und daß der König von ihr sich führen ließ und nicht von seinen Feldherren und Räthen. Sie intriguirten daher gegen Johanna und wollten den König bereden, vor Troyes umzukehren.

Aber, als eben solch' hoher Rath gehalten ward, trat Johanna selbst unerwartet in die Versammlung, wendete sich an den König und sagte: „Edler Dauphin! haltet nicht so lange Berathschlagungen, sondern handelt und gebt Befehl zur Belagerung. In drei Tagen, das versichere ich Euch bei meinem Gott! werdet Ihr Herr der Stadt Troyes sein und ganz Burgund wird erstaunen."

Der Kanzler des Königs, der Erzbischof von Rheims, ein Mann ohne Kraft, ohne Entschlossenheit und Muth, der eben jetzt selbst mit gegen die Belagerung gestimmt hatte, sagte: „Wir wollen gern acht Tage warten, Johanna! wenn wir nur die Ueberzeugung hätten, daß Du Dich in Deinen Hoffnungen

nicht selbst betrügst!" — Sie antwortete mit ruhiger Energie und Zuversicht: „Zweifelt nicht! man folge mir nur und lege Hand an's Werk, denn Gott verlangt, daß Jeder selbst seine Schuldigkeit thun soll."

Sie wartete auf keine Antwort, sondern ging davon, bestieg ihr Roß, sprengte dem Stadtgraben zu, und rief nach Holz, Faschinen und Sturmleitern. Sogleich stellten sich die Soldaten nur ihren Befehlen folgend, in Ordnung und liefen Sturm. Die Einwohner steckten sehr bald die weiße Fahne auf und übergaben die Stadt.

Johanna ward von dem Könige und allen Hofleuten nun wieder mit Lobes- und Dankesworten und allen Ausdrücken der Bewunderung überhäuft, aber sie verbat sich in ihrer edlen und schlichten Weise alle Ehrenbezeigungen und antwortete immer: „Die Ehre aller meiner Thaten gehört nicht mir, sondern allein dem Könige des Himmels."

Sie wußte nun, wie es mit dem Könige stand, in welchen Händen er war und wie er von ihren und seinen Erfolgen immer überrascht, sich auch gern wieder bald bedenklichem Zaudern, bald gemüthlicher Sorglosigkeit hingab, und so duldete sie nicht einmal, daß der König in Troyes übernachtete, sondern trieb ihn sogleich mit sich fort nach Chalons zu. — Frauen, welche einmal die Bahn des Handelns und der That betreten, handeln immer mit dieser Energie und gönnen sich keine Ruhe, sondern schreiten von der Erledigung des einen Geschäftes sogleich zu der eines neuen, indeß

die Männer so oft gern auf ihren Erfolgen eine Weile ruhen und sich erst umständlich vorbereiten. Es liegt dies vielleicht eben darin, daß die Frauen, selbst wo sie außergewöhnliche Bahnen betreten, mehr ihren Gefühlen und augenblicklichen Eingebungen folgen, während die Männer nur nach ihrem Verstand und dessen ruhigen Erwägungen entscheiden — und es ist eben dies ein neuer Grund für die Behauptung, daß es nothwendig sei, auch die weiblichen Kräfte nicht nur auf die Familie zu beschränken, sondern im Dienste des Allgemeinen der Menschheit nutzbar zu machen: denn es giebt sowohl alltägliche als auch außergewöhnliche Zustände im Staats- und Menschenleben, bei welchen es sehr wesentlich ist, daß nicht allein der Verstand, sondern auch das Gefühl entscheidet und wo die Raschheit mit der beim Weibe Fühlen, Wollen und Handeln fast in Eins zusammenfallen ungleich wichtiger ist als die männliche Geisteskraft, welche für jene drei Thätigkeiten eine langsame Zeitfolge oder eine solche mit Intervallen fordert.

Johanna duldete also keinen Aufenthalt, keine Ruhe in Troyes, sie gönnte sich selbst weder diese noch die ehrende Feierlichkeit, die man für sie damit verbinden wollte, sondern zog gen Chalons. Auch diese Stadt ergab sich und auch von hier trieb Johanna das Heer zum schnellen Weiterrücken gen Rheims. Man wollte ihr auch darüber mit Bedenken entgegentreten und den Marsch verzögern, aber sie sagte mit prophetischer Zuversicht: „Brecht nur mit mir dahin auf,

von Rheims wird die weiße Fahne flattern und die Bürger der Stadt werden uns friedlich entgegenkommen!“

Es geschah also und der König hielt am 7. Juli 1429 seinen Einzug zu Rheims unter großem Frohlocken seines Heeres. Zehn Tage später, am 17. Juli erfolgte seine feierliche Krönung im Dom daselbst.

Johanna, welche Alle wie eine Siegesgöttin anschauten und bewunderten, stand dabei in ihrer Rüstung, die Siegesfahne in ihrer Hand, neben dem Könige Karl VII. und als die Krönung vollzogen und die Messe geendet war, warf sie sich vor ihm nieder, küßte ihm die Hand und sprach:

„Mein König und mein Herr! ich preise und danke Gott, daß nun Alles erfüllt ist, was ich Euch verkündigen mußte. Ihr seid gekrönt und Gott wird ferner mit Euch sein. Meine Sendung ist vollendet!“

Betroffen fragte der König: „Wie? Johanna! mich könntest Du verlassen, Deinen König, der Dir Alles zu danken hat? der noch Deiner bedarf?“

Sie antwortete ruhig: „Geschehen ist, was geschehen sollte; der Wille Gottes ist erfüllt. — Ich will nun widerkehren in meiner Eltern Haus, will still und ruhig dort ein ländliches Leben führen und werde stets für meinen König beten. Der Krieg aber ist nicht ferner mein Geschäft. Es ist genug!“

Aber der König wollte das nicht zugeben und auch seine Räthe drangen jetzt alle auf Johanna's Bleiben. Das Vertrauen des Heeres war nur durch

sie erweckt und konnte auch nur durch ihre Gegenwart erhalten werden; es war der Glaube an ihre Sendung, welche diese Wunder der Tapferkeit bewirkt hatte. So wendete man denn Alles an, Johanna zum Bleiben zu überreden; alle Anerbietungen und Versprechungen, die man ihr machte, wies sie mit eben so viel Stolz als Bescheidenheit zurück und nur die Vorstellung, daß sie ihr eigenes Werk wieder in Gefahr bringe, vermochte sie endlich nachzugeben und bei dem Heere zu bleiben. Aber sie erklärte nach wie vor, daß sie gethan habe, was ihr der Himmel aufgetragen und daß sie das Heer nicht mehr führen werde, sondern dies den Feldherren überlassen. Sie versprach aber immer Sieg und ermunterte Alle zu Muth und Selbstvertrauen.

Der König erhob durch ein Patent Johanna's Eltern und Brüder. nebst ihren Erben in den Adelsstand mit den Beinamen „du Lys" und gab ihnen ein Wappen, darin ein silbernes Schwert im Blumenfelde zwischen zwei goldenen Lilien und beschenkte sie reichlich. Johanna selbst aber nahm nichts von ihm an, als was sie zu ihrem täglichen Unterhalt bei den einfachsten Gewohnheiten brauchte.

Karl VII. ging bis St. Denys und alle Städte unterwarfen sich ihm. Darauf ward Paris belagert. Johanna stand stets im ersten Gliede und ermunterte die Soldaten die Stadt zu erstürmen. Ein Schuß von einer Armbrust verwundete sie am Schenkel, doch nach einigen Tagen war die Wunde wieder geheilt. Aber die Armee war zu schwach, der Widerstand des Feindes

zu mächtig und so mußte sich der König nach St. Denys zurückziehen.

Hier weihte Johanna ihre Waffen in der Kirche der Abtei feierlich dem Himmel, als ein Dankopfer für die Errettung aus so großen Gefahren. „Vollende Herr, was Du beschlossen hast!“ rief sie aus — „führe uns mit Kraft und Stärke das hohe Werk der Vollendung und laß mich leben und sterben zu Deines Namens Ehre und Preis!“

Der König erhielt Nachricht: Lagny an der Marne werde genöthigt sein, sich dem Feinde zu ergeben. Um dies zu verhindern, brach er dahin auf, Johanna in seinem Gefolge. Die Stadt ward entsetzt und Charité belagert. Der Widerstand der Besatzung war so kräftig, daß die Truppen des Königs es aufgeben wollten, sie ferner zu bestürmen. Da trat Johanna unter sie, belebte den Muth der Krieger, führte sie selbst wieder an und so ward auch diese Veste genommen.

Rund um Paris hatten nun bereits alle Städte sich Karl VII. ergeben, als der Herzog von Burgund einbrach und Campiegne belagerte. Johanna eilte der Stadt zu Hilfe und traf zur großen Freude der Belagerten in derselben ein, am 24. Mai 1430.

Nach einigen Tagen der Ruhe that sie eines Abends an der Spitze von 600 Mann einen Ausfall. Zweimal trieb sie die Feinde zurück ins Lager, wurde aber endlich umringt und sah keinen Ausweg sich zu retten; man riß sie vom Pferde und nahm sie so gefangen. Sie fand beim Rückzuge das Thor verschlossen, wie

Einige behaupteten, auf Veranstaltung des Commandanten Flavy, der sie aus Neid und Eifersucht aufopferte, da aller Ruhm bei der Vertheidiguug des Platzes ihr allein zugefallen wäre.

Als man in Paris die Kunde von der Gefangennahme der Jungfrau empfing, ließ man in Notre d'ames ein Te Deum ertönen, erleuchtete die Stadt und die burgundischen und englischen Truppen feierten das Ereigniß mit ausgelassener Feierlichkeit. Sie selbst ward in Ketten von Schloß zu Schloß geschleppt. Einmal suchte sie zu entkommen und sprang von einem Thurm herab; aber sie beschädigte sich im Fallen so sehr, daß sie nicht aufstehen und fliehen konnte, so ward sie wieder ergriffen und in um so sicheren Gewahrsam gebracht.

König Karl machte zwar einige Versuche, die Jungfrau auszulösen, man wies aber seine Vorschläge zurück und spottete sein, daß er sich so lange von einer betrügerischen Dirne habe führen lassen und sie als ein höheres Wesen betrachtet, die nun nur eine entlarvte Abenteuerin sei und gewöhnliche Gefangene — und die Hofleute, welche längst sie mit Neid und Eifersucht betrachtet und darum im Stillen gehaßt hatten, freuten sich nun über ihre Entfernung und vermochten leicht, den König sich nicht weiter um sie zu kümmern, schon damit der Feind nicht sagen könne, man hielte sich verloren ohne den Beistand der Jungfrau; man werde zeigen, daß man auch ohne sie siegen könne. Und so war der König feig und schwach genug, seine Retterin,

der er Alles, was er jetzt besaß, zu danken hatte, ihrem Schicksal zu überlassen und sich nicht weiter um sie zu kümmern.

Sie wurde also nach Rouer gebracht und gegen eine beträchtliche Summe von den Burgundern dem Herzoge von Badfort ausgeliefert. Der König von England erließ am 3. Januar 1431 einen förmlichen Befehl an den Bischof von Beauwais, ihr den Prozeß zu machen, der, mochte er von Rachbegierde oder Politik herrühren, eben so grausam als entehrend war.

Um die grobe Verletzung der Gerechtigkeit und Humanität zu bescheinigen, war es aus Mangel anderer Beschuldigungsgründe, nöthig, die Religion in's Spiel zu bringen. Johanna wurde zu Rouen vor ein geistliches Gericht, unter dem Vorsitze des Bischofs von Beauwais, des Kardinals von Winchester und Anderer gestellt und ihre Offenbarungen für Erfindungen des Teufels erklärt. Doch konnte man auf keine Weise ihre Sittlichkeit und jungfräuliche Ehre angreifen, in dieser Beziehung sah man ein, war es nicht möglich, auch nur den geringsten Makel auf sie zu bringen.

Sie bat, man möchte ihr die Fesseln abnehmen, sie in ein Gefängniß der Kirche bringen und ihr einen juristischen Beistand geben, da sie noch minderjährig sei. Aber Alles wurde ihr abgeschlagen. Man ließ sie auf das Crucifix schwören, die Wahrheit zu sagen; sie legte den Eid feierlich ab, aber man schenkte dennoch ihren Aussagen keinen Glauben und verlangte Dinge von ihr zu hören, die sie nicht sagen konnte.

Sie sollte sich selbst der Zauberei anklagen, was sie aber nicht that, sondern standhaft behauptete: sie habe nie Umgang mit bösen Geistern gehabt, sei eine gute Christin, liebe Gott von ganzem Herzen, sei ihm gehorsam und hasse alles Böse.

„Ja! fuhr sie fort und wenn ein böser Geist mich aus meinem Gefängnisse befreien wollte, und alle Heiligen dies nicht thäten, so würde ich dennoch ihm nicht folgen, das versichere und beschwöre ich hiermit feierlich!"

Sie appellirte an den Pabst und an das Concilium — aber alles war vergebens. Ihr Tod war beschlossen und der Bischof von Beauvais gerieth über ihre Appellation in solche Wuth, daß er ausrief, „Schweig in's Teufels Namen!"

Als sie dennoch fortfuhr, zu behaupten, sie sei keine Hexe, kenne keine Zauberei, ihr Ruf sei von Gott gekommen, der den angestammten König Karl ganz Frankreich wiedergeben und die Engländer vertilgen würde, überließ sich Graf Staffort der Hitze so sehr, daß er den Degen zog und sie erstochen haben würde, hätte Graf Warwick ihn nicht zurückgehalten.

Vergebens drohte man ihr mit der Folter, sie antwortete, daß sie weiter nichts zu sagen habe, als daß sie unschuldig sei. Man übergab sie nun dem weltlichen Gericht — einem Gericht, in dem auch französische Richter neben den englischen saßen und ihr Urtheil ward gesprochen. Als Zauberin, Hexe und Ketzerin wurde sie zum Feuer verdammt.

An eben dem Tage, an welchem sie als Ketzerin und Zauberin verbrannt werden sollte, befahl man einem Dominikaner, ihre Beichte zu hören und ließ ihr das Abendmahl reichen. Darauf las man ihr das Urtheil vor und setzte ihr eine Mütze auf, auf welcher die Worte: „Ketzerin, Abtrünnige" standen und führte sie auf den Markt, auf ein Schaffot. Hier las ihr der Bischof von Beauvais noch einmal das Urtheil vor und fügte hinzu:

„Johanna! die Kirche kann dich weiter nicht schützen, sie überliefert Dich dem weltlichen Arm der Gerechtigkeit das Urtheil zu vollstrecken!" Das Gericht, welches sie verurtheilte, bestand aus 9 Doctoren der Sarbonne und 35 Aebten und Mönchen, wobei der Bruder Martin, Vicarius der Inquisition und Bischof Cauchon von Beauvais, den Vorsitz führten. Es waren Franzosen!

Sie fiel auf ihr Angesicht und war erschüttert, sich von den hohen Geistlichen ihrer Kirche verworfen zu sehen, denen sie immer die größte Ehrfurcht erwiesen und sie wirklich wie Stellvertreter Gottes auf Erden betrachtet hatte. Sie betete andächtig zu Gott und allen Heiligen und bat den Pfarrer Massieu um ein Kreuz. Ein nahestehender Engländer reichte ihr ein solches mit seinem Stocke auf's Schaffot. Sie nahm es, küßte es sehr ehrerbietig und drückte es an ihre Brust. Man brachte ihr das Crucifix aus der Kirche, da man sie trotz aller Anklagen so frommen Sinnes fand, sie küßte auch dieses mit tausend Thränen und

faltete andächtig ihre Hände darüber. Darauf führte man sie wieder vom Schaffot herab.

Der Priester Bodvanu ging neben ihr und bereitete sie zum Tode. — Als der Scharfrichter sie schon in seiner Gewalt hatte, trat der Bischof von Beauvais mit einigen andern Priestern auf sie zu. Mit lauter Stimme rief Johanna ihm zu:

„Du allein bist schuld an meinem Tode! Du hattest mir versprochen, mich in den Händen der Kirche zu lassen, mich nur zu einem Gefängniß im Kloster zu verurtheilen. — Du hast Dein Versprechen gebrochen und mich meinen grausamsten Feinden überliefert. Ich sterbe unschuldig. Gott wird uns richten."

Der Kriminalrichter von Rouen gab ein Zeichen, daß man mit Trommeln ihre Stimme übertöne, aber alle Zuschauer, Engländer wie Franzosen, selbst die Bischöfe standen erschüttert vor ihr und mochten in ihrem Innern wohl Alle von Johannas Unschuld überzeugt sein. Der Kriminalrichter aber rief: führt sie fort! führt sie fort!

Am Scheiterhaufen hatte man eine Tafel befestigt, auf welcher geschrieben stand: Johanna d'Arks ist eine Ketzerin, Abtrünnige, Gotteslästerin, Mörderin, Anbeterin des Teufels, Zauberin, Hexe u. s. w. Ruhig schritt Johanna darauf zu und sagte zu dem sie begleitenden Dominikaner:

„Durch die Gnade Gottes werde ich heute dennoch im Paradiese sein!"

Mit Fassung bestieg sie auch den Scheiterhaufen

und hob betend ihre Augen gen Himmel. Es war eine Verschärfung des Urtheils, daß man den Holzstoß langsam entzündete, damit das unglückliche Opfer um so länger zu leiden habe. Schon knisterten die Flammen um sie herum und man hörte sie noch immer beten. Ihr letztes Wort, ehe sie von den Flammen ergriffen wurde, war: „Gelobt sei Jesus Christus!"

So starb sie am 30. Mai 1431 — ein Opfer der Bosheit der Feinde, des Undankes eines Königs wie einer Nation und der Grausamkeit und Rohheit ihres finstern Zeitalters.

Die Engländer selbst waren von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens so sehr überzeugt, daß sie zehn Tage darauf dem Kaiser und andern Königen eine förmliche Apologie überschickten, worin sie ihr Betragen gegen die Unglückliche zu rechtfertigen suchten und der Bischof von Beauwais ließ sich vom König von England einen Schutzbrief gegen den Pabst ertheilen und gegen das Concilium, das eben damals in Basel zusammentrat.

Es erschienen auch eine Menge Schriften, sowohl für, als gegen Johanna, die letztern in England und von Engländern verfaßt, welche sich überhaupt Mühe gegeben haben, Johanna zu verunglimpfen, oder doch zu einem bloßen Werkzeug französischer Räthe zu machen, die es mit dem Aberglauben versucht hätten — als der letzten, bewegenden Kraft, die man noch übrig gehabt; so z. B. auch Hume, in seiner Geschichte von England.

Indessen war Heinrich VI. in Paris gekrönt worden und Karl VII. verschwendete wie früher, Zeit und Mittel in Unthätigkeit und Vergnügungen — vielleicht hatte er selbst keinen Muth ohne Johanna, neue Gefechte zu wagen, vielleicht betäubte er sein Gewissen in den Freuden des Hoflebens, zu denen sie so wenig gepaßt hatte und die ihr so wenig verführerisch erschienen waren, daß sie auch dem König keine Zeit dazu gelassen hatte. Endlich aber nahmen die Angelegenheiten unvermuthet eine andere Wendung und Karl entriß sich seiner Unthätigkeit. Der Herzog von Burgund konnte Bedforts Uebermuth nicht mehr ertragen, er fühlte endlich den Schimpf, mit einem Ausländer gegen seinen Verwandten verbündet zu sein und unterhandelte mit Karl VII. Paris öffnete diesem seine Thore 1435, die Engländer räumten die Stadt und der König zog im Triumphe ein. Agnes Sorel, seine Geliebte, hatte ihn noch einmal den wiedergesunkenen Muth erweckt; er focht nämlich bei Montereau und die Normandie kam wieder in seine Hände. Talbot ward endlich gründlich geschlagen und die Engländer wichen fliehend aus Frankreich. Aber erst 1451 war es gelungen, das Land ganz von ihnen zu befreien.

Als König Karl 1450 Rouen endlich eroberte, hießen die Einwohner zwar ihren König hochwillkommen, aber sie erinnerten ihn auch an seine Retterin, die hier in Rouen so schmählich geendet. Ebenso ward ihm von Johannas Verwandten ein Gesuch um die Revision ihres Prozesses überreicht.

Der König erklärte sich hierzu bereit, aber die Sache zog sich hinaus und erst 1456, also fünfundzwanzig Jahre nach ihrem Tode sprach Papst Kalixdus III. das Unschuldsurtheil aus und ließ alle Aussprüche, die Johanna verdammten, als null und nichtig erklären. Er ließ ferner durch seine Commission an dem Tage ihrer Hinrichtung eine jährliche Prozession zu Rom anbefehlen und der Gemordeten ein Kreuz zum Beweis ihrer Ehrenerstattung errichten.

Noch ein anderes Monument ließ ihr die Stadt Rouen setzen, ein drittes die Stadt Orleans auf der Brücke über die Loire, welches, als es verwittert war, durch ein neues, in Bronze gegossenes, 1571 ersetzt ward. Auch dies Denkmal unterlag der Zeit und ein neues wurde im Frühjahre 1840 daselbst der ritterlichen Jungfrau auf dem Place de Martray mit einem Kostenaufwand von 40000 Livres unter großen Feierlichkeiten errichtet.

Und wer kennt nicht die Statue der Jungfrau von Orleans, welche die Tochter Louis Philipps die Prinzessin Maria von Würtemberg ihrer wunderbaren Landsmännin selbst gesetzt und die in unzähligen Copieen und Abgüssen nicht allein die Paläste und Museen, sondern auch die Bürgerhäuser und die Boudoirs vieler Frauen aller Nationen schmückt, welche sich selbst gehoben und begeistert fühlen, durch eine solche Gestalt, die mit einer Glorie umgeben ist, welche ihr nicht allein den Glanz der Schillerschen Dichtung gegeben hat — wiewohl es diese ist, die sie zumeist in Deutschland populair gemacht?

Es ist oft und viel über Johanna d' Arc geschrieben und gestritten worden, nicht allein über ihren Charakter, sondern sogar über ihre Existenz. Besonders war es zu Anfang der vierziger Jahre unsres Jahrhunderts, wo sich eine deutsche Gelehrsamkeit — der eben vor lauter Forschungseifer jeder ideale Aufschwung abhanden gekommen, jene oberflächliche Aufkärerei im Dienste eines Alles nivellirenden Realismus dahin verstieg, Alles was in unzähligen Urkunden, Chroniken und Geschichtsbüchern — die Dichtungen ganz bei Seite — erzählt und beglaubigt ist, in das Gebiet der Sage zu verweisen und die Aechtheit aller jener längst festgestellten historischen Daten um einzelner kleiner Widersprüche willen, die natürlich sich überall einschleichen, nicht nur zu bezweifeln, sondern sogar gänzlich zu verwerfen. Es war dies dieselbe Zeit, in der man auch Wilhelm Tell, den Befreier der Schweiz, auch Jesus Christus, den Befreier der Menschheit, zu Schemen der Sage machen wollte — hervorgegangen aus dem Bestreben, Alles zu nivelliren und zu verflachen und im Dienste eines geistlosen Materialismus dem Volke seine Ideale zu nehmen.

Es ist dies, Gott sei Dank nicht gelungen — selbst diese Hypergelehrsamkeit war nur ein vorübergehender Schwindel und hatte theilweise sogar die Folge, daß eben Diejenigen, welche den practischen Idealen treu geblieben waren, wieder um so energischer dafür in die Schranken traten und nun selbst forschten, selbst den Beweis der historischen Wahrheit führten — und am

entschiedensten übernahm ihn das Nationalgefühl selbst, das am Vierwaldstätter-See für Tell, in Orleans für die Jungfrau neue Denkmale errichtete und Feste feierte.

Daß man besonders bestrebt war, die Existenz der heldenmüthigen Johanna zu leugnen und da dieses nicht ging, sie selbst zu verunglimpfen, war am Ende nur zu natürlich, da in Folge den sonderbaren böotischen und ungerechten Anschauungen, welche die meisten Männer von den Frauen, ja von dem Begriff des Weiblichen überhaupt haben, ihnen daran gelegen sein mußte, ein weibliches Wesen, das selbst außergewöhnlich war und noch Außergewöhnlicheres leistete, zu verspotten und möglichst der Lächerlichkeit Preis zu geben, einmal um damit überhaupt der Spottlust über die Frauen, die nicht zu den alltäglichen gehörten, genug zu thun und anderseits, um vor Nachahmungen zu warnen. An der Spitze dieser Spötter stand Voltaire, der, wie ein französischer Geschichtsschreiber sagt: „das Unglück hatte, die eben so patriotischen als religiösen Gesinnungen der Jungfrau von Orleans nicht würdigen zu können.“ Um so höhere Verehrung verdient darum unser Schiller — und ist sie ihm auch von den deutschen Frauen zumal geworden, — daß er diese Gestalt gerade unter den leuchtendsten Regenbogen seiner Dichtung stellte. Aber auch historische, französische und deutsche Schriftsteller geben ihr das Zeugniß, daß sie erstens alles dies wirklich gethan und erreicht, was wir im Vorhergehenden berichtet, als auch, daß sie stets

als strengmoralisches, zart- und hochgesinntes Mädchen sich erwieß, nie etwas für sich verlangte, weder Ehre noch Vermögen, nie selbst tödtete im Gefecht, sondern nur anordnete und leitete, dennoch selbst jeder Gefahr sich aussetzte. Wäre es möglich gewesen ihr irgend einen derartigen Vorwurf zu machen, so würde es doch jedenfalls in ihrem Prozeß geschehen sein, aber nirgends fand sich eine Spur davon. Eben so wenig läßt er die Ansicht aufkommen, daß sie nur ein Werkzeug, eine Puppe gewesen sei in der Hand der königlichen Räthe oder der katholischen Geistlichkeit, die man wegwarf, so bald man sie nicht mehr brauchte — der Gedanke dieser, wie wir gesehen haben, völlig rathlosen Räthe ein Landmädchen als Heerführerin aufzustellen und ihr diesen Heldenmuth einzuflößen, wäre ein viel größeres Wunder gewesen als das, welches man damit leugnen will. Am einfachsten und naturgemäßesten erklärt sich die außergewöhnliche Erscheinung dadurch, daß man wie wir gethan, Johanna als im magnetischen Zustand betrachtet, dessen Höhepunkt des Hellsehens nicht weiter reichte als bis zum Einzug in Rheims. Von da an ward sie unsicher und weil sie — wie alle Somnambulen — selbst über das staunte, was sie gethan und sich selbst unklar war, mochte sie im Gefängniß selbst nicht mehr wissen, ob sie strafbar war oder nicht. Sie wußte nur, daß sie stets das Gute gewollt — und sie wird ewig allen Frauen, die für das Große sich begeistern können, ein Ideal bleiben, das ihnen Niemand zu rauben vermag.

Charitas Pirkheimer.

1466 — 1527.

Im fünfzehnten Jahrhundert gehörte in Nürnberg der kaiserliche Rath Dr. Johann Pirkheimer zu den angesehensten Männern der freien Reichsstadt, die eben damals in ihrer höchsten Blüthe stand und in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, in feiner Bildung und Sitte fast allen andern deutschen Städten voraus war. Die Nürnberger wußten das und hielten eigensinnig an ihren Rechten wie an dem Ruhme, in allen guten Stücken ihren Zeitgenossen voraus zu sein und zu bleiben. Schon seit 1219 war Nürnberg zur freien Reichsstadt erhoben worden und eine Urkunde Friedrichs II. bestätigte ihr das Recht, keinen andern Schutzherrn zu haben, als die römischen Könige und Kaiser. Die Stadt hatte das Recht, sich nach einer selbst gegebenen, republikanischen Verfassung selbst zu regieren und verdankte dieser, gleich andern Städten des Mittelalters ihre Blüthe. Das Stadtregiment bestand in einem großen und in einem kleinen Rath. Der erstere ward aus den vornehmsten Bürgern der

Stadt gewählt, welche darum den Namen der „Genannten“ führten. Aber auch in den kleinen Rath konnten nur solche gewählt werden, die zu den alten „Geschlechtern“ gehörten — man nannte so diejenigen Nürnberger Bürger oder vielmehr Patrizier, deren Ahnen und Urahnen auch im Regiment gewesen. Die Verfassungsurkunde sagte geradezu, „daß Fremdlinge und das gemeine Volk niemals Gewalt haben dürften.

Zu diesen Geschlechtern gehörte auch das der Pirkheimer. Wer jetzt nach Nürnberg kommt, dem zeigt man noch heute das ehrwürdige Haus dem schönen Brunnen gegenüber, das einst dem edlen Stamme der Pirkheimer gehörte: die Birke im Wappen über der Thür macht es kenntlich. In ihm ward Charitas Pirkheimer 1466 am St. Benediktstage geboren, das älteste Kind des erwähnten Johann Pirkheimer, dessen Gemahlin Barbara aus den rathsfähigen hochangesehenen Geschlecht der Löffelholz stammte. Sie hatte noch sechs Geschwister, den berühmten Bruder Wilibald, der als Gelehrter wie als Staatsmann sich gleicherweise auszeichnete und fünf Schwestern.

Charitas zeigte schon früh große Anlagen, die sich um so mehr entwickelten, als ihr Vater sich viel mit dem kleinen lernbegierigen Mädchen beschäftigte. Er tändelte erst mit ihr und leitete dann ihren Unterricht selbst; immer hatte er sie in seinem Studirzimmer mit bei sich und antwortete ihren kindlichen Fragen. Als sie zwölf Jahre alt war, ward sie zu ihrer weiteren Ausbildung in das Kloster St. Clara zu Nürnberg

gebracht, dessen Schwestern sich immer durch gediegene Kenntnisse auszeichneten. Dort war sie von 1478 bis 1481 und brachte wohl von da ihre Vorliebe für dieses Kloster mit, dem sie sich dann später freiwillig ganz widmete. Ihre Jugendjahre von 1481 bis ungefähr 1500 verbrachte sie im elterlichen Hause.

Ihr Bruder Wilibald, der vier Jahre jünger als sie war, fand die größte Freude daran, mit ihr gemeinschaftlich ernste Studien zu treiben und sie in den humanistischen Wissenschaften zu unterrichten. Sie war und blieb seine Lieblingsschwester. Ebenso angelegentlich ließ es sich Conrad Celtes (Pickel, er latinisirte seinen Namen wie damals üblich) sein, ihre Bildung zu fördern. Dieser humanistische Schriftsteller, der sich namentlich um die vaterländische Geschichte große Verdienste erwarb und fast in ganz Italien und Deutschland umherreiste um gelehrte Gesellschaften zu bilden, verweilte am liebsten in Nürnberg, wo er auch von Kaiser Friedrich VII. mit der Lorbeerkrone zum Dichter gekrönt ward. Hier war er Pirkheimers Gastfreund und so kann es nicht Wunder nehmen, daß ihm Charitas eine liebe Schwester war. Auch später aus dem Kloster correspondirte sie noch mit ihm und es ist uns aus dieser Zeit ein Gedicht an sie von Celtes erhalten, dessen charakteristische Verse hier einen Platz finden mögen:

„Jungfrau, der Sprache Latiums so kundig,
Der Frauen glänzendes Gestirn und Krone,
O nimm mit heit'rer Stirne nun von mir dies
Kleine Geschenke.

Du, unſ'rer großen Muſen hochverdiente
In Lieb' mir ewig anvermählte Schweſter,
O Charitas, die in der Sprache Rom's ſo feine
Worte mir ſendet.

Traun, eine ſeltene Zier von Deutſchland biſt Du,
Biſt Jungfrau ähnlich jenen Römertöchtern
Und denen, die in Klöſtern neidiſch Frankreich
Barg und Hispanien.

Du, ſelbſt gelehrt, folg'ſt dem gelehrten Vater,
Der, der Geſetze und des Canon's kundig
Den Häuptern theuer war und unſern Fürſten
Oft ein Beſchützer.

Du, ſelbſt gelehrt, folg'ſt dem gelehrten Bruder
Voll zarter Scham, der in der nor'ſchen Stadt verweilt
Und der ſo klar uns zu den Römern
Führt und zu den Griechen.

Zum hauptſächlichſten Bildungsmittel der damaligen Zeit gehörte die lateiniſche Sprache, da faſt alle Schriften in ihr erſchienen — und ſo hatte ſie auch Charitas ſich zu eigen gemacht. Sie las im Lateiniſchen alle Werke der Alten und Zeitgenoſſen und ſchrieb es ſelbſt correct, obwohl ſpäter im Kloſter, die, wie es ſchien, auf ihre Bildung eiferſüchtigen Benediktiner den Nonnen verbieten wollten, Latein zu ſchreiben. Für alle Künſte und Wiſſenſchaften bildete ſie einen äußerſt feinen Geſchmack aus, obgleich ihre Richtung bald einen mehr religiöſen Character annahm und die Beſchäftigung mit der Theologie jede andere in den Hintergrund drängte.

Im Jahre 1500 begab sie sich wieder in's Clara-Kloster, ward 1502 als Nonne eingekleidet und schon 1504 zur Abtissin erwählt.

Aus dem Kloster correspondirte sie mit vielen ausgezeichneten Gelehrten, und es sind uns noch viele Briefe von ihr aus dieser Zeit aufbewahrt; so an einige Rathsherren von Nürnberg und an die Pfleger des Klosters, dann an Christoph Scheuerl und Hieronymus Emsär, an Conrad Celtes, Erasmus von Rotterdam, Philipp Melanchthon und Albrecht Dürer. Der letztere war einst ihr Hausgenosse gewesen; — im Hinterhause des Pirkheimer'schen Hauses hatte der Goldschmied Dürer, der Vater des Malers, seine Werkstätte. Der lebhafteste Briefwechsel aber bestand zwischen ihr und ihrem Bruder Wilibald, der ihr auch 1513 eine von ihm übersetzte Abhandlung des Plutarch und die von ihm herausgegebenen Werke des heiligen Fulgentius widmete. Konrad Celtes widmete ihr die von ihm gesammelten Schriften der heiligen Roswitha. Darauf antwortete sie ihm dankend:

„Auch Euer demüthiger Eifer ist alles Lobes und Preises werth, mit dem ihr die Schriften und Gedichte eines schwachen Weibes studirt, an's Licht gebracht und dem Drucke übergeben habt und das gebrechliche Geschlecht nicht verachtet, noch den niedern Stand einer Nonne. Bei diesem Anlasse habt Ihr, ich gestehe es, ganz gegen die gewöhnliche Sitte so vieler Gelehrten oder vielmehr Hochmüthigen, gehandelt, welche mit großer Uebertreibung alle Worte, Handlungen und

Reden der Frauen so sehr herabziehen und gengirschätzen, gleich als hätte das andere Geschlecht nicht einen und denselben Schöpfer und Erlöser gehabt wie sie, und welche nicht wahrnehmen, daß die Hand des höchsten Künstlers noch lange nicht kürzer geworden. Trefflich habt Ihr also hierin dem heiligen Hieronymus nachgeahmt, welcher unser Geschlecht nicht verachtete, sondern keine Scheu trug, gottgeweihte Jungfrauen in heiligen Wissenschaften zu unterrichten, auf ihr Bitten hierum, da sie von geistesträgen und müssigen Männern gänzlich darin vernachlässigt waren."

Diesen Brief kennen wahrscheinlich diejenigen Historiker nicht, welche kürzlich aufgebracht haben: daß die heilige Roswytha niemals Schriftstellerin gewesen sei, sondern daß Celtes die ihren Namen tragenden Schriften nicht blos herausgegeben, sondern selbst ganz verfaßt habe und es vielmehr damit auf Ironie und Satyre, wie auf Verherrlichung einer gelehrten Nonne abgesehen gewesen sei. Vermuthlich läuft auch diese neue „Entdeckung" auf jenen Nihilismus hinaus, der sich jetzt überall so breit macht und womit man sich auch beeilt, dem um seine einfachsten Rechte kämpfenden weiblichen Geschlecht entgegenzutreten — und hätte wirklich Celtes seine Zeitgenossen so mystificirt, wie jene Historiker annehmen, so würde ein Brief wie der obige von Caritas zu einer unwillkürlichen Ironie und verdienten Strafe.

Ihre Schwester Clara folgte ihr bald in das Kloster und später sandte auch Wilibald zwei seiner Töchter in dasselbe.

Als die Reformation gleich bei ihrem Beginne in Nürnberg große Anhänger fand, sollte sie auch ihr Werk in den Klöstern fortsetzen. Man verlangte die Aufhebung derselben und ließ auch darüber sogar die neue Lehre predigen. Allein Caritas Pirkheimer widersetzte sich dem mit aller Entschiedenheit. Sie hatte selbst eine Unterredung mit Philipp Melanchthon, war aber weder durch diesen, noch durch den Rath von Nürnberg zu bewegen, der neuen Lehre nur die geringsten Concessionen zu machen. Auch auf ihren Bruder Wilibald wirkte sie in diesem Sinne ein, der obwohl vollständig aufgeklärt, der Sache der Reformation anfänglich zugethan und mit den Häuptern derselben im Verkehr, doch allmälig sich mehr und mehr zurückzog — mit jenem aristokratischen Gelehrtendünkel, den es verdroß, daß die Neuerung nicht nur an die Geistesaristokratie, sondern an alles Volk sich wendete und der sich darum zuletzt ganz in sich zusammenzog. Sie kämpfte mit aller Kraft gegen jede Aenderung — und wie wir auch denken mögen, müssen wir doch die Ueberzeugungstreue und den Muth einer Frau bewundern, ja auch die Macht derselben, die in Nichts von dem sich abbringen ließ, was sie einmal beschworen als ein Heiliges zu bewahren. Obwohl man in allen Klöstern Nürnbergs und dieser Gegend reformatorische Aenderungen vornahm, respectirte man doch um Caritas willen das Clara-Kloster. Als sie 1527 starb, schon lange leidend und aufgerieben von den Stürmen der Reformationsepoche, nahm sie noch

die Ueberzeugung mit sich, daß ihr ihre Schwester Clara als Abtissin folgen und in demselben Geiste das Amt verwalten werde. Erst als Clara starb — die letzte Abtissin von St. Clara — schritt der Rath von Nürnberg zur Aufhebung auch dieses Klosters.

Katharina von Bora.

1499—1552.

Katharina von Bora ward am 29. Januar 1499 geboren. Ihre Mutter war eine geborene von Haugwitz und obwohl sie einem alten Adelsgeschlecht angehörte, doch in keinen glänzenden Umständen, wahrscheinlich auch früh verwittwet. Sie glaubte daher für ihre Tochter am Besten zu sorgen, wenn sie dieselbe einem Kloster übergeben, denn Klöster waren damals die hauptsächlichsten Versorgungsanstalten für arme Fräulein, und man hielt es immer für besser, die Töchter Bräute des Himmels freiwillig werden zu lassen, als sie der Gefahr auszusetzen, gar keinen Bräutigam oder vielleicht nur einen einfachen Bürgersmann als Freier zu finden. Man glaubte der Würde eines alten Adelsgeschlechtes nichts zu vergeben, wenn man die Tochter dem Kloster weihte, im Gegentheil, man machte sie dadurch noch zu einer Heiligen; im Kloster konnte sie auch studiren oder mit der Nadel arbeiten, je nachdem sie es grade vorzog, aber außen im Leben der Welt ward es immerhin ungebührlich

gefunden, wenn eine Frau sich den Wissenschaften widmen wollte, und für Geld zu arbeiten, galt erniedrigend; standesmäßige Partieen fanden sich für arme Fräuleins selten und die Stände waren so streng geschieden, daß es einen Bürgerlichen zu heirathen für entwürdigend galt und auch schon fast gar nicht vorkam, daß die Stände sich ehelich und gesellig vermischten. Die Nonnenklöster waren also, wie gesagt, die bequemsten Versorgungsanstalt und so brachte man Katharina in früher Jugend in das Kloster Nimptschen bei Grimma in Sachsen.

Aber als die Reformation anbrach, drang ihr Licht auch in die Klöster, Luthers Schriften wurden eingeschmuggelt, von Frauen wie von Männern verschlungen. Katharina vertiefte sich in diese Schriften und es ging ihr wie Tausenden: sie kam erst dadurch zu dem Begriff der unwürdigen Lage, in welcher sie sich befand. Ja, wären die Klöster noch gewesen, was sie ursprünglich sein sollten: geweihte Stätten, darinnen in stiller Betrachtung, in Andacht und Gebet dem Himmel zu dienen — aber in den meisten herrschte ja nur ein Formeldienst, der das Heilige nur profanirte, statt es zu preisen, herrschte statt schwesterliche Eintracht Zank und Streit, statt christlicher Liebe Tyrannei und Sclaverei, statt Tugend und Zucht Verbrechen und Unzucht — und gerade Luthers Worte deckten ja alle die eingeschlichenen Mißbräuche auf und nun mußten edle Seelen wie Katharina je eher je lieber wünschen, Stätten zu verlassen, die so wenig

in Wahrheit das waren, was sie der Idee nach sein sollten.

Als sie nun in Luthers Schriften las: es sei Niemand verbunden, wider Willen im Mönchs- oder Nonnenstande zu bleiben und als sie sich ferner daraus überzeugte, daß dies nicht der rechte Weg sei, zu einem gottwohlgefälligen Leben und als sie selbst sich immermehr begeisterte für die neue Lehre, da faßte sie mit einigen andern Nonnen den Plan zur Flucht aus dem Kloster. Sie schrieben darum heimlich an einen ihnen bekannten Rathsherren Leonhard Koppe in Torgau, sie aus dem geistlichen Zwinger befreien zu helfen. Dieser lieh denn auch am 4. April 1523 ihr und noch acht andern Nonnen den nöthigen Beistand zur Flucht.

Katharina von Bora ging darauf nach Wittenberg, wo sie im Hause des Bürgermeisters Reichenbach freundliche Zuflucht fand. Hier lernte sie Luther kennen. Er hatte die Wartburg verlassen, wohin ihn sein fürstlicher Gönner vor seinen Gegnern geflüchtet, hatte sie verlassen, trotz des Abrathens Spalatins, trotz des entgegengesetzten Willens des aus Freundschaft für ihn zu ängstlich besorgten Kurfürsten, trotz aller Achterklärung, die der Kaiser zu Nürnberg gegen ihn erließ und war nach Wittenberg geeilt, der Bilderstürmerei zu wehren, welche Karlstadt veranlaßt hatte. Hier stellte er durch eifriges Predigen die Ordnung wieder her, und dem Kurfürsten Friedrich, welcher wegen seiner Entweichung eine Erklärung von ihm forderte, schrieb er in einem muthigen Briefe im Gefühle der

ganzen Würde seines Werkes: „er kehre unter einem viel höheren Schutze wie den seinen zurück.“ In Wittenberg, vollendete er nun die Uebersetzung des neuen Testaments, schrieb mehrere, die Reformation fördernde Schriften und ließ 1524 das erste evangelische Gesangbuch drucken. In demselben Jahre legte Luther auch die Mönchskutte ab. Mitten in diesem bewegten eifrigen Wirken mochte er wohl ein edles deutsches Mädchen, das seinen Lehren folgend, den Muth gehabt hatte was sie als recht erkannt hatte, auch zu thun, und vor der Welt zu bekennen mit Freuden begrüßen; aber er dachte nicht an Liebe und wenn sie in seinem Herzen war, so hatte er doch noch nicht gelernt, auf die Stimme desselben zu hören. Er empfahl Katharina durch Spalatin an Friedrich den Weisen, daß dieser für sie sorgen möge, ja er warb sogar brieflich bei ihr für den Doctor Kaspar Glatz. Aber Katharina wies diesen Antrag zurück.

Es wird von Einigen erzählt, sie habe dabei gesagt, daß sie entweder gar nicht, oder nur Luther selbst heirathen werde — daß sie es ihm in's Gesicht gesagt habe, ist denn doch zu bezweifeln, möglich aber, daß sie es zu Andern gesagt hat. Sehr wahrscheinlich ist aber auch, daß die Zeitgenossen die Glückliche beneideten, die der große Reformator zu seiner Gemahlin wählte, wie daß sie es sich anderseits nicht denken konnten, daß er, der Mönch, auch in dieser Beziehung selbst thue, was noch keiner gethan und thun durfte: ein Weib zum Traualtare führen, — so daß man sich

bemühte, über Katharina und seine Werbung allerhand Anecdötchen in Umlauf zu setzen.

Am 13. Juni 1525 fand Luthers Hochzeit mit Katharina von Bora in Wittenberg statt, der Mönch und die Nonne besiegten das Vorurtheil, in dem man sie erzogen und besiegelten den einen Satz der Reformation: daß das Gelübde der Ehelosigkeit kein Gott besonders wohlgefälliges sei, durch ihre Vereinigung am Altare. Der Stadtrath zu Wittenberg schenkte Luther dazu einen Ehrenwein und die dasige Universität verehrte ihm einen silbernen Becher zum Hochzeitsgeschenk.

Das glückliche Familienleben, das Luther mit ihr führte, ist bekannt. Obgleich er stets in ärmlichen Vermögensumständen lebte, pries er sich doch oft selbst „durch seine Katharina reicher als ein Krösus". Sie gebar ihm drei Söhne: Johann, Martin und Paul und drei Töchter und gab ihr noch in seinem Testamente vom Jahre 1542 das Zeugniß, daß sie als ein frommes treues und ehrliches Gemahl ihn allezeit lieb und werth gehalten."

Bekanntlich starb Luther auf einer Reise, die er im Interesse seiner Freunde, der Grafen von Mannsfeld gemacht, in Eisleben am 18. Februar 1546. Den heimischen Heerd in Wittenberg und seine Gemahlin hatte er am 24. Januar desselben Jahres verlassen, doch waren seine drei Söhne bei ihm. Man kann sich Katharina's Jammer denken, als man am 22. Februar nur seine Leiche wieder nach Wittenberg brachte.

Vor den Thoren Wittenbergs waren alle Professoren und Studenten der Universität versammelt, der Rath und die ganze Bürgerschaft. Mit großer Feierlichkeit wurden die theuren Ueberreste in die Schloßkirche gebracht und dort hielt Dr. Bugenhagen eine rührende Predigt. Ihm folgte Dr. Philipp Melanchthon in lateinischer Rede an die Universität sich wendend.

Der Eindruck, welchen der Tod des großen Reformators hervorbrachte, war überall gleich — tief, überwältigend, unermeßlich! Das Volk fühlte und wußte, daß sein edelster Wohlthäter, sein Schirm und Hort, sein Vater und Erzieher geschieden sei. Deshalb flossen die Zähren so bitter und heiß in Eisleben, deshalb strömten bei der Ueberfahrt der Leiche nach Wittenberg aus allen Ortschaften zu beiden Seiten des Wegs die Einwohner herbei, um ihren Schmerz zu klagen und die theuren Ueberreste zu segnen. In jedem Dorfe, in jeder Stadt wurden die Glocken geläutet und Männer und Frauen, Greise, Jünglinge und Kinder gingen schluchzend dem Leichenwagen entgegen. Nicht blos Familien und Gemeinden waren in Trauer versunken — es war eine wahrhaftige allgemeine Landestrauer — als Bugenhagen in seiner Predigt weinend ausrief über der Leiche Luthers:

„Wer ist jetzt unser Hort, unser Vater! wir sind verlassen, verwais't!" — da brach die ganze Versammlung in einen Schrei der Verzweiflung aus. Das Volk stürzte nieder auf die Kniee vom Schmerz zerrissen — es fühlte was es verloren.

Wie tief mußte es nicht erst seine Wittwe fühlen! Sie hatte mit ihm hochbeglückt, aber in einfachster Häuslichkeit gelebt. Er widmete ja all' sein Thun der großen Idee, der er diente, er konnte weder etwas zurücklegen, noch anders als mit der größten Sparsamkeit leben, um sich und die Seinen zu erhalten — ein Häring und ein Trunk Bier war oft sein ganzes Mittagsmahl gewesen — und nun ließ er seine Wittwe in Dürftigkeit zurück. Und sie hatte das Schicksal der meisten Wittwen! Im Moment ihres großen Verlustes, der ein Verlust für das ganze deutsche Volk war, kamen ihr Viele mit Theilnahme und Mitgefühl, mit Trostworten und Versprechungen entgegen — aber dann fragte bald Niemand mehr nach ihr und die treue Gattin des größten deutschen Mannes seiner Zeit mußte sich im Alter kümmerlich behelfen.

Als Kaiser Karl V. am 23. Mai 1547 Wittenberg einnahm, zog Luthers Wittwe erst nach Magdeburg, dann nach Braunschweig, doch kehrte sie schon im folgenden Jahre 1548 nach Wittenberg zurück und blieb dort bis 1552 die Pest daselbst ausbrach und sie veranlaßte, mit ihren Kindern nach Torgau zu gehen. Sie hatte bis dahin ihre Existenz in der traurigsten Lage nur davon gefristet, daß sie Kostgänger an ihren Tisch nahm, meist Studenten. Da die Universität um der Pest willen nach Torgau verlegt ward, ging sie darum auch dahin, kam aber schon krank an und starb nicht lange darauf am 20. December 1552.

Florentine von Oberweimar.

1505—1540.

Florentine war ein Waisenkind, um das, wie es schien, Niemand Lust hatte, sich zu kümmern und darum ward sie auf Veranlassung der Domina zu Eisleben in das Nonnenkloster Neuenhülfte daselbst gethan, als sie erst ein sechsjähriges Kind war und darin bis zum elften Jahre erzogen. Sie hatte kaum dieses erreicht, als man sie ohne Weiteres zur Nonne einsegnete und zwang, die betreffenden Gelübde abzulegen.

Als sie fünfzehn Jahre alt war, kam sie zum Bewußtsein ihrer Stellung und ihres Looses und beklagte sich zuerst bei ihrer Muhme darüber, einem Fräulein von Oberweimar. Diese erklärte ihr, daß daran nichts zu ändern sei, sie möge sich in ihr Schicksal fügen und ihren Sinn zu Gott wenden. Nachdem sie einmal den Schleier genommen und durch Opferung ihres Ringes Gott ewige Reinheit versprochen und geschworen, könne sie weder widerrufen, noch ein Bischof oder Papst davon lossprechen. — Florentine beklagte sich nun bei der Domina selbst: warum man sie als

unwissendes Kind zu einem Gelübde genöthigt, das sie gar nicht verstanden und nicht damit einige Jahre gewartet habe, bis sie fähig gewesen, sich selbst zu entscheiden? Aber, die Domina antwortete streng: sie sei alt genug gewesen und solle und müsse im Kloster bleiben, es sei thöricht und sündhaft, nur einen andern Gedanken zu fassen. — Florentine fühlte sich trostlos und im Zwiespalt mit ihrem Gewissen, aber sie mußte bleiben. So vergingen einige Jahre.

Da drang die Kunde von Luther und seinem entschiedenen Auftreten auch in die Klöster seiner Vaterstadt, und Florentine, hochbegeistert davon, schrieb selbst an Luther, bekannte sich als eine Anhängerin der durch ihn an's Licht gebrachten evangelischen Wahrheit und bat ihn, ihr Hilfe, Trost und Rath zu ertheilen, weil sie nicht wußte, wie sie die klösterlichen Fesseln sprengen sollte.

Aber dies ward der Domina verrathen und Florentine in ein kaltes Gefängniß geworfen, in dem man sie vier Wochen schmachten ließ. Dann mußte sie schriftlich ihre That bekennen, sich selbst vor versammeltem Kapitel anklagen und die Domina sprach den Bann über sie aus. Man schloß sie in ihre Zelle ein, die sie nur zu den allgemeinen Betstunden in der Kirche verlassen durfte. Sie mußte da vor dem Chore knieen und wenn die Versammlung zu Ende war, mußten Alle über sie hinwegschreiten. Dies geschah drei Tage lang. Dann kam sie aus dem großen Bann in den kleinen Bann: sie durfte mit dem Chore

gehen. Aber so oft die Versammlung auseinander ging, mußte sie sich niederwerfen und Alle schritten über sie hinweg. Bei dem Essen mußte sie mit einem Strohkränzlein auf dem Haupte zu den Füßen der Priorin sitzen. Darauf mußte sie fünf Personen erwählen, die ihre Bürgen werden sollten und schwören: weder mit Worten, noch mit Werken, noch Schriften sich dem geistlichen Stande zu entziehen. Da kam sie von der Buße los, aber eine Wächterin ward ihr beigegeben, die Tag und Nacht bei ihr sein mußte, um auf sie Acht zu haben im Stehen, Gehen, Sitzen und Schlafen. An sieben Mittwochen und sieben Freitagen mußte sie sich von zehn Personen mit der Geißel hauen lassen.

Eine Zeitlang ertrug das Florentine, dann fand sie sich doch einmal unbeobachtet und schrieb an ihren Vetter Kaspar von Walzdorf, von dem sie wußte, daß er auch zu Luther hielt — aber der Klosterdiener, der das Brieflein hatte bestellen sollen, verrieth es der Domina. Diese schlug sie sofort eigenhändig, wobei ihr vier andere Nonnen halfen. Darauf ward sie wieder in den Kerker geworfen und an den Füßen gegefesselt. Nach acht Tagen zum Christfest entließ man sie daraus, sie mußte mit zum Chore gehen, aber als Strafe und von Allen verspottet, unter den Schulkindern stehen. Außerdem war sie wieder in ihre Zelle eingeschlossen und durfte kein Wort sprechen; eine Wächterin war beständig bei ihr. Man sagte ihr, daß dies lebenslänglich so bleiben werde.

Da geschah es über eines Tages, daß sie die Wächterin verließ und die Zelle unverschlossen blieb — es war gegen Sonnenuntergang und so entkam sie glücklich aus dem Kloster.

Natürlich ward sie um dieser Flucht willen von der Domina verfolgt uud da ihr diese nichts anhaben konnte, denn Florentine suchte und fand Schutz im Hause ihres verheiratheten Vetters, so ließ die Domina allerlei Schmähungen und ehrenrührige Nachreden über sie in Umlauf bringen. In Folge davon sah sich Florentine genöthigt, sich öffentlich zu rechtfertigen — so schrieb sie selbst ihre Kloster-und Fluchtgeschichte in einer Vertheidigungsschrift nieder, welche 1524 in Wittenberg erschien. Sie sandte dieselbe zuvor an Luther, welcher eine Vorrede dazu schrieb, in der es u. A. heißt:

„Hilf Gott! ist denn uns gar nicht zu sagen? Haben wir denn nicht Sinne und Ohren? Ich sage abermal: Gott will nicht gezwungenen Dienst haben; ich sag's zum drittenmale, ich sag's hunderttausendmal: Gott will keinen gezwungenen Dienst haben. Was macht Ihr doch, Ihr Fürsten und Herren, daß Ihr die Leute zu Gott treibet, ohne ihren Willen und Dank? Ist's doch nicht Euer Amt es zu thun. Zu äußerlicher Frömmichkeit sollt Ihr treiben, sollt lassen Gelübd Gelübd sein und Gebot sein Gebot. Es spricht Niemand: Kommt zu mir, es ziehe ihn denn nicht der Vater. Ist denn das nicht klar genug?

Florentine schloß sich nun natürlich ganz und fest an die Sache des Evangeliums und that selbst für dessen Ausbreitung, was sie nur vermochte. Auch ihre Schrift trug nicht wenig dazu bei die Aufhebung der Klöster zu betreiben und die gleich ihr gezwungenen Opfer denselben zu entziehen.

Louise Labé.

1526—1566.

Es war eine kriegerische Zeit, in welcher Louise Charlin Labe zu Lion geboren ward; 1529. Zwar, ziemlich ein Jahrhundert war vergangen, seit Johanna d'Ark ihre Heldenthaten verrichtet und Frankreich vom Joche der Fremdherrschaft befreit hatte. Aber der kriegerische Geist lebte fort im französischen Volke, wie auf dem französischen Thron. Selbst Ludwig XII., obwohl man ihn den König des Bürgerstandes nannte, führte Krieg nach allen Seiten hin. Seine Kämpfe in Italien geben ebenso interessante Stoffe für die Beobachtungen und Berichterstattungen der Zeitgenossen, wie für die späteren Geschichtsschreiber. Hatte er doch einst (1501) in zwanzig Tagen Mailand und kurz darauf Neapel erobert — freilich verlor er es wieder nach der Schlacht von Cerisalles. Kämpfte er doch gegen den Papst Julius II., der den Krieg in eigener Person führte und beim Sturmlaufen mit auf die Mauer stieg. Kämpfte er doch auch gegen die allmächtige Republik von Venedig und gegen das stolze

Spanien. Schlug doch unter ihm Gaston de Foix die Spanier in der Schlacht von Ravenna, dabei selbst sein Leben opfernd (1512) und verrichtete der vielbesungene Held Bayard vor Mailand Wunder der Tapferkeit. Und nun vollends der ritterliche König Franz I., der sogar nach dem deutschen Kaiserthrone strebte, bis Kaiser Karl der V. den Sieg über ihn davon trug. Der ehemalige Nebenbuhler ward für ihn ein gefährlicher Feind, der die feinste Politik einer selbstvertrauenden Unklugheit entgegensetzte. Franz verband sich mit Heinrich VIII., Karl aber wußte sie wieder zu entzweien. Ein anderer Feind, Leo X., ein sehr weltlicher Papst, half 1519 dem Kaiser, um den Franzosen Mailand zu entreißen, die sich sehr verhaßt gemacht hatten. Ganz Europa verbündete sich gegen Frankreich, und einer der ersten Feldherrn desselben, der Connetable von Bourbon, trat aus Unzufriedenheit zu dem Feinde über. Franz verlor den Muth nicht und ging nach Italien, nachdem er einen Versuch des Kaisers auf die Provence glücklich abgewehrt hatte. Gegen den Rath seiner ältesten Feldherren lieferte er die unglückliche Schlacht von Pavia; ward, nachdem er selbst die kühnsten Heldenthaten gethan, gefangen genommen und nach Madrid gebracht — der dritte französische König, welcher in offener Schlacht in Gefangenschaft gerieth! (1525). Franz erlangte seine Freiheit wieder, indem er Burgund abzutreten versprach, allein dieser Vertrag blieb ohne Vollziehung, weil sich die Stände von Burgund weigerten, an einen andern Oberherrn überzugehen.

Dies Alles und was nun noch die folgenden Jahre brachten, mochte im Hause des reichen Seilers Charlin Labé, als dessen jüngstes Kind zweiter Ehe und das einzige derselben, Louise, 1526 geboren ward, vielfach erzählt und besprochen worden sein und umsomehr, als noch drei ältere Söhne: Barthelemy, Francois und Matthieu mit im Hause lebten, die aus der ersten Ehe Labé's mit Stephanie Deschamps stammend, viel älter waren als Louise, aber mit dem kleinen Nachkömmling sich gern beschäftigten, so daß es vielleicht daher kam, daß sie eine theilweise knabenhafte Erziehung erhielt. Sie ritt gern und lernte fechten, sie studirte auch die alten Sprachen und konnte ihren Horaz und Catull fast auswendig. Indeß trieb sie auch Musik, spielte namentlich die Laute und sang dazu; auch in weiblichen Arbeiten war sie erfahren, sie spann und stickte und der häusliche Wohlstand, in dem sie aufwuchs, denn ihr Vater besaß mehrere Grundstücke und ein einträgliches Geschäft erlaubte es, daß er etwas an die Erziehung seiner Kinder wenden konnte und so durfte sie nach Belieben sich frei entfalten. Dazu war sie schön, hatte blaue Augen, trug lange blonde Locken, besaß eine reizende, ebenmäßige Gestalt und volle Formen. Es war kein Wunder, daß sie viele Verehrer fand, aber sie mochte nichts von ihnen wissen und behandelte sie lieber wie ihre Brüder, wie ihre Studien- und Reitgenossen, kurz, wie ihres Gleichen, als daß sie den Schmeicheleien, die nur ihrer Mädchenschönheit galten, Gehör geschenkt hätte.

— sie fühlte eben — wie tausend Frauen fühlen, nur daß immer nur Wenige den Muth haben, es zu zeigen, daß die Liebe nicht der einzige Lebenszweck des Frauenlebens sei und daß sie sich den Männern als gleich klug, gleich strebsam, gleich kühn an die Seite zu stellen vermöge.

Vielleicht war es nur diese Empfindung, vielleicht war es auch das Beispiel der Jungfrau von Orleans, das zur Nachahmung reizte — sie entfernte sich plötzlich aus ihrer Heimath, legte Männerkleider an und nahm Kriegsdienste unter dem Namen Loys. Der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. war von Neuem ausgebrochen und an allen Grenzen des Reiches schlug man sich 1542. Die Galeeren des Königs vereinigten sich mit denen des türkischen Befehlshabers Barbarossa. Der Graf v. Enghien gewann in Italien die Schlacht von Cerisalles, welche aber für Frankreich keinen Vortheil brachte. Louise war mit bei der Belagerung von Perpignan, das die Spanier besetzt hatten. Der grausame und gewaltige Ferdinand Toledo, Herzog von Alba, befehligte sie und sie hielten eine dreimonatliche Belagerung aus, nach welcher die Franzosen unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Hier, sagt man, habe Louise ein Liebesverhältniß mit einem ihrer Mitkämpfer geschlossen, allein der Krieg trieb das Paar wieder auseinander und der Geliebte, dessen Namen nicht einmal genannt wird, verschwand in Italien. Nach beendetem Feldzug, in dem sie sich so ausgezeichnet hatte, daß sie zum Hauptmann ernannt worden

war, kehrte sie wieder in das Haus ihrer Eltern zurück, die jedenfalls froh waren, daß sie ihre schöne blühende Tochter wieder hatten, vielleicht sich sogar geschmeichelt fühlten von dem Ruf und Ruhm, den Louise erworben, aber sich andererseits auch bemühten, sie von ähnlichen kühnen und abenteuerlichen Unternehmungen zurückzuhalten. Sie überredeten darum ihre Tochter, einem reichen, würdigen Bürger Edmond Perin, ein Zunftgenosse ihres Vaters, der schon ziemlich alt war, ihre Hand zu reichen. Sie hatte auf ihre Jugendliebe verzichtet, sah sich in ihr getäuscht, und mochte es nun gleichgültig finden, welchem Mann sie ihre Hand reichte, da es einmal der Geliebte nicht sein konnte und so gab sie den Wünschen ihrer Eltern nach und vermählte sich 1555 mit Herrn Perin. Er war gut und verständig und liebte sie mit jener gleichmäßigen Empfindung, die sie in keiner Beziehung nöthigte, sich irgend einen Zwang aufzulegen. Er war stolz auf die körperlichen wie geistigen Vorzüge seiner Frau, er freute sich ihrer Talente und der Anerkennung, ja der Bewunderung, welche sie fanden, ohne selbst etwa ihre Beschäftigungen in Kunst und Wissenschaft zu theilen, ließ er sie doch gewähren. So scheint sie in ihrer Ehe nicht unglücklich gewesen zu sein und für die Wonnen des Herzens, die eine wahre Liebe gewährt, wie sie ihr versagt war, Ersatz gefunden zu haben in einer geistreichen Geselligkeit und der Anerkennung, die ihre Talente darin fanden, in der Ausübung derselben und im Verkehr mit genialen Männern und Frauen, die

sie in ihrem eigenen Hause empfangen konnte. Dies schöne Haus stand an der Straße, die nach Bellecour führt, nicht weit von dem Einfluß der Saone in die Rhone und die Straße heißt noch jetzt nach ihr: „die Straße der schönen Seilerin."

In demselben Jahre, in dem sie sich verheirathete, 1555 und zwar noch etwas vorher, — vielleicht, um diesen Schritt in die Oeffentlichkeit nicht erst mit ihrem Mann berathen zu müssen, der — nach mancher Männer Art möglicher Weise hätte suchen können, sie davon zurückzuhalten — gab sie eine Dichtung heraus: „Epistelana Clementia von Bourges", welche damals sogleich großes Aufsehen machte. Diese Clemence, Tochter des Herrn von Myon, der in Lyon das Hotel de Milan bewohnte, war Louisens vertrauteste Freundin, sie war ebenfalls sehr schön und besonders musikalisch gebildet. Ihr Bräutigam blieb 1561 in den Hugenottenkämpfen der Dauphinée in einer Schlacht, und Clemence starb vor Schmerz über diesen Verlust wenige Wochen darauf.

Ein italienischer Dichter kam eigens aus Rom nach Lyon, um die berühmte Seilerin und Dichterin kennen zu lernen; er widmete ihr ganze Sonettenkränze, in denen er seine Liebe zu ihr schilderte, aber sie blieb ihrem Gemahl getreu und wies den Italiener zurück, der darauf Lyon wieder verließ. Obwohl man ihr überhaupt nicht die geringste Unmoralität vorwerfen konnte und ihr Gemahl sie stets selbst hochachtete und im besten Einverständniß mit ihr lebte, gab es doch

Viele, welche sie tadelten, schmähten und verdammten. Es kann dies eben nicht Wunder nehmen, denn es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß namentlich das weibliche Genie überall Widerspruch und Widersacher findet, Neid und Eifersucht werden dadurch bei Frauen wie bei Männern hervorgerufen und es ist unschwer zu entscheiden, auf welcher Seite dann die größere Gehässigkeit entwickelt wird. Es ist das Philisterthum auf beiden Seiten, das sich dann geltend macht und die Moral zu Hilfe ruft, wo sie gerade passend gefunden wird. Die spießbürgerlichen Frauen, welche selbstzufrieden im beschränktesten Wirkungskreis und mit der beschränktesten Bildung sich behaglich fühlen, sind die natürlichen Gegnerinnen derjenigen Frauen, welche aus eben dieser Sfäre heraustreten und nun durch ihre Leistungen Erfolge erringen, welche jene nicht haben und also auch Andern nicht gönnen, und die Neiderinnen suchen dann die Verdienste Jener zu schmälern, indem sie ihre Erfolge als solche darstellen, die durch schlechte Mittel errungen sind oder doch wenigstens durch unreine Nebeneigenschaften verdunkelt werden — die spießbürgerlichen Männer aber, die sich in ihrer Männerwürde beeinträchtigt fühlen, wenn es ihnen eine Frau auf irgend einem Gebiete, das sie allein für sich beanspruchen, gleich- oder nachzuthun vermag und die nie eine Frau unter dem Gesichtspunkt menschlicher Ebenbürtigkeit, sondern nur unter dem ihrer Naturbestimmung betrachten, sind ebenfalls geneigt eine solche, die sich durch Talente auszeichnet,

zu bespötteln und zu verdächtigen. Eiferte doch auch so der strenge Calvin gegen Gabriel Saconay, den Vorsänger der Kirche von Lyon, der ein gelehrter und aufgeklärter Mann war und gern mit in den Gesellschaften der schönen Seilerin erschien, eben dagegen, indem er schrieb: „Dir mag freilich die Wandlung des Brotes in den Leib Christi eben so leicht erscheinen, wie die Verwandlung eines Weibes in einen Mann. Wie oft hast Du nicht Deine Gäste mit diesem Schauspiel erfreut, wenn Du jene Frau, die sie die schöne Seilerin nennen, in Manneskleidern zu Tische führtest!“

Louise Labé's Werke verlegte der Buchhändler Jean de Tournes in Lyon. In den schon erwähnten Episteln an Clementia de Bourges fordert sie auf: besser, wie sie der Welt zu zeigen, daß auch die Frauen zu ernsten Studien befähigt sind und nicht allein zu zierlichen Nadelarbeiten. — Am Meisten gerühmt wird ihr Schauspiel: „Amor und die Thorheit“. Besonders zeichnete sie sich auch durch ihre Sonette aus, eine damals in Frankreich noch wenig gebräuchliche Form.

1564 starb Herr Perin und setzte in seinem Testamente seine Gemahlin zur Universalerbin ein. Sie selbst machte ein Testament zu Gunsten ihres Neffen und der Armen von Lyons, wobei sie noch außerdem bestimmte, daß drei arme Mädchen 50 Livres zu ihrer Aussteuer erhalten sollten. Sie starb 1566.

In der französischen Revolution ließen die De-

mokraten von Lyon ihr Bild auf eine Fahne malen. In griechischem Gewande saß sie auf einem Löwen, in der rechten Hand eine Pike, in der Linken ein von ihr gedichtetes Freiheitslied, den Fuß auf große Folianten gestemmt, das Ganze von Lorbeerzweigen umgeben.

Anna Maria von Schurmann.

1602 — 1678.

Am 5. November 1602 ward Anna Maria als Kind vermögender Eltern in Köln geboren. Ihr Vater hatte sich daselbst mit einer gebornen von Harf verheirathet; er selbst stammte aus Antwerpen, wo sein Vater Friedrich von Schurmann in der Ehe mit einer Gräfin von Bumay lebte.

Anna Maria war erst einige Jahre alt, als ihre Eltern Köln verließen und ihr Vater sich in Utrecht etablirte. Sie hatte noch zwei Brüder, mit denen sie aufwuchs, aber mit andern Kindern kam sie wenig in Berührung. Ihre Mutter beschäftigte sich viel mit ihr, war aber kränklich und hielt darum in nervöser Reizbarkeit und um nicht gestört zu werden, ihre Kleine vorzüglich zum Stillsitzen an. Eine Scheere und ein Stückchen Papier genügten um das Ziel zu erreichen. Anna Maria konnte sich stundenlang damit beschäftigen, daß sie so ohne jede Zeichnung und ganz aus freier Hand allerlei Figuren und Muster aus dem Papiere schnitt. Anfänglich waren dieselben, wie es mit

derartigen Kinderarbeiten geht, bei Seite geworfen und nicht beachtet worden, bald aber erregte ihre kunstreiche und naturgetreue Ausführung Erstaunen, man gab ihr besseres Material dazu und legte eine Sammlung dieser kleinen Arbeiten an. In Folge dieses Talentes ließ man schon dem achtjährigen Mädchen Unterricht im Zeichnen, besonders im Blumenzeichnen ertheilen und schon mit zehn Jahren brachte die kleine Hand die reizendsten Blumenpartien zu Stande. Auch weibliche Handarbeiten, besonders Sticken erlernte Anna Maria um diese Zeit und zeigte dabei eine gleich große Fertigkeit. Da man sich immer mehr von ihrer Geschicklichkeit überzeugte, dachte man auch an weitere Ausbildung ihrer Talente. So erhielt sie Unterricht im Malen und allen verwandten Künsten wie im Kupferstechen und Bildhauen, auch die Harmonie der Töne ward neben der der Farben nicht vergessen, ihre Stimme ward gebildet und die Gesetze der Instrummentalmusik blieben ihr nicht fremd. Eine Kunstfertigkeit, die man damals sehr schätzte, war die Kalligrafie und Anna Maria brachte es darin so weit, daß ihre Buchstaben eben so regelmäßig und viel zierlicher waren, als die gedruckten. Man verfaßte Gedenkblätter in den verschiedensten Schriftzügen: große und kleine Buchstaben, Kanzlei und lateinische Buchstaben, mit Punkten oder Strichen ausgefüllte oder sonst verzierte — nnd Alles was da Anna Maria zn Stande brachte, übertraf die Leistungen der Druckerpressen und zwar gleichviel ob in deutscher, hebräischer, spanischer, griechi-

scher, samaritanischer, äthiopischer, lateinischer, italienischer und anderer Schrift. Raritäten und Kunstblättersammler bewahrten viele solche Musterblätter von ihrer Hand auf und wenige andere konnten einen Vergleich damit aushalten. Zeichnungen, Holzschnitte, Kupferstiche, Miniaturegemälte — dies alles ging als treffliche Arbeit aus ihren Händen hervor. Als Kupferstich existirt noch ihr eignes Portrait, daß sie von sich selbst verfertigte als sie Anfang der Dreißig war. Ebenso modellirte sie später noch von sich selbst eine Büste in Wachs und schmückte sie nachträglich mit einer Perlenschnur, die sie ebenfalls aus Wachs bussirt hatte — die Perlen glichen den wirklichen so sehr, daß man sie einmal nöthigte, ein paar derselben mit Nadeln zu durchstechen, um sich von ihrer Unächtheit zu überzeugen.

Als sie etwa zwölf Jahre alt war, verließ Herr von Schurmann Utrecht und zog nach Frankfurt, um dort seine beiden Söhne von dem berühmten Professor Amasius unterrichten zu lassen. Während die Brüder diesen Unterricht genossen, saß Anna Maria mit einer Handarbeit beschäftigt im gleichen Zimmer und ihr Geist war bald ganz mit bei den Gegenständen des Unterrichts. Oft, wenn die Brüder dem Lehrer eine Antwort schuldig blieben, entschlüpfte ihr dieselbe oder sie flüsterte sie ihren Brüdern heimlich zu uud traf immer das Richtige. Der Lehrer erstaunte und berichtete dies Herrn von Schurmann, der von da an das Mädchen wirklich mit den Knaben unterrichten ließ,

die von ihr weit übertroffen wurden.

Ein Hauptmoment der damaligen Bildung und Gelehrsamkeit war Sprachenkunde, damit beschäftigte sich nun Anna Maria zunächst. Sie lernte lateinisch, griechisch und hebräisch so fertig, daß sie in diesen Sprachen, die sie früher nur zu schreiben oder vielmehr zu zeichnen verstanden hatte, sich so correct und geläufig auszudrücken wußte, daß die gelehrtesten Männer ihrer Zeit dies seltene Talent bei einem Mädchen auf das Höchste bewunderten. Neben der hebräischen Sprache (sowohl bibel-hebräisch, wie rabbinisch-hebräisch) beschäftigte sie sich auch mit den übrigen orientalischen Sprachzweigen und lernte syrisch, arabisch, samaritanisch, persisch und äthiopisch. — Holländisch und französisch sprach sie so geläufig wie ihre deutsche Muttersprache, auch italienisch und englisch blieb ihr nicht unverständlich.

Aber dies war nur das eine Feld ihrer geistigen Entwickelung — eben so eifrig lag sie classischen und wissenschaftlichen Studien ob: Geschichte, Poesie, Beredsamkeit, Logik, Philosophie, Mathematik, Astronomie, Geographie, Theologie, dogmatische wie pragmatische, wie dem ganzen Studium der heiligen Schrift in ihren schwierigsten Punkten.

1623 starb Friedrich von Schurmann und seine Wittwe ging mit ihrer Tochter wieder nach Utrecht zurück. Ungefähr um diese Zeit bewarb sich ein geachteter und vermögender Rath von Holland und Ostfriesland Jacob Cats um die Hand der jungen gelehr-

ten Dame, allein diese war nicht zur Annahme dieses Antrags zu bewegen, obwohl er von allen Seiten ehrenvoll genannt wird. Sie schlug ihn aus, wie später noch manchen andern Bewerber, weil sie es vorziehen wollte, ihren Studien zu leben, statt dieselben vielleicht um eines Mannes willen, der ihren innern Drang nicht verstehen konnte, aufzugeben. Vielleicht schwebte ihr auch das Ideal eines Mannes vor, um deßwillen sie sich allein würde haben entschließen können, auch ihre Freiheit zu opfern — aber es war ihr unerreichbar und so verzichtete sie lieber ganz auf die Ehe.

Lange Zeit pflegte sie ihre Studien wie ihre Talente nur im Stillen, aber die Kunde davon drang doch in die Oeffentlichkeit; gelehrte Männer suchten sie auf, correspondirten mit ihr und verkündigten ihren Ruhm. Huygens, der Secretair des Prinzen von Oranien, Rivat, Nessius, Sprachren, Saumaise und andere Gelehrte standen mit ihr im Briefwechsel, besuchten sie und ermunterten sie fort- und weiter zu wandeln auf dem einmal von ihr betretenen Pfade. Wirklich gelehrte und tiefgebildete Männer freuen sich, wenn auch Frauen ihnen nacheifern und unterstützen sie gern, während untergeordnetere und nur halb gebidete Männer eifersüchtig sind auf geistighochstehende Frauen, indem sie fürchten, von diesen bald übersehen oder überflügelt zu werden, und bei allen Dingen nur an Concurrenz denken und sie fürchten. Die genannten Männer waren die notabelsten

Schriftsteller ihrer Zeit und sie fanden nicht nur eine Freude, sondern auch eine Ehre darin, mit einer so ausgezeichneten Dame in Verbindung zu treten. Sie und Andere, auch Ausländer wie Balzac, Gassendi, Mersener, Bachant, Conveet u. s. w. pflegten einen lebhaften Briefwechsel mit Fräulein von Schurmann, veröffentlichten ihre Antworten, richteten sich nach ihren Urtheilen und erfüllten die Welt mit der Kunde ihres Namens, ihrer Leistungen und ihres Ruhmes.

Solche vorurtheilslose gelehrte Männer waren es auch, die ihr die Hörsääle der Universität von Utrecht öffneten, und sie aufforderten, daselbst öffentlich zu disputiren. Sie that es wiederstrebend, denn sie hatte nur aus reiner Liebe zur Wissenschaft und Kunst im Verborgenen und frei von jeder Eitelkeit ihren Studien obgelegen und war stets weit entfernt davon gewesen, sich mit ihren Leistungen hervorzudrängen und vor der Welt glänzen zu wollen — aber sie überwandt auch ihre Schüchternheit im Interesse der Wissenschaft und im Bewußtsein Dessen was auch eine Frau zu leisten vermag und zeigte, wie sie nicht allein im ernsten Streben mit den Männern zu wetteifern vermochte, sondern wie sie so manche noch an Gründlichkeit und Beredsamkeit übrtraf.

Ebenso hielt sie es mit der Veröffentlichung ihrer literarischen Producte. Erst auf Veranlassung Anderer entschloß sie sich, eine lateinisch geschriebene Abhandlung drucken zu lassen über die Frage und unter dem

Titel: „Num feminae christiane conveniat studium literarum“ vide p. 28 in apusculis ejus.

Dieselbe wird als ein Muster der gewandtesten und scharfsinnigsten Dialektik aufgeführt und ward sofort von Callotfat in das Französische übersetzt 1641; einige Briefe, die sie darüber mit Rivet gewechselt, waren beigegeben. Einige Jahre darauf veranlaßte sie Friedrich Spanheim, Professor der Theologie zu Layden eine Sammlung mehrerer einzelner Schriften herauszugeben. Es erschien ein Band Abhandlungen in Prosa und in Versen in hebräischer, griechischer, lateinischer und französischer Srache 1648.

So verbreitete sich ihr Ruhm immer mehr und nicht nur Schriftsteller und Gelehrte, sondern auch Personen vom höchsten Range geizten nach einer Gelegenheit sie kennen zu lernen und mit ihr in Verbindung zu kommen oder gaben ihr Beweise ihrer besondern Anerkennung, so z. B. der Kardinal Richelieu, der damals in Frankreich allmächtig war. Besonders waren es aber auch hervorragende und hochgestellte Frauen, welche von der Freude und dem Stolz erfüllt eine so ausgezeichnete Geschlechtsgenossin zu besitzen, sie aufsuchten und sich selbst ehrten, indem sie die Gelehrsamkeit einer andern Frau zu ehren wußten. Wir nennen nur die Herzogin von Bougueville und Prinzessin Maria von Champaga, die sich später mit dem König Wladislaw von Polen vermählte. Prinzessin Elisabeth die Tochter des Königs von Böhmen war sogar ihre innigste Freundin.

Anna Maria hatte bis zum Tode ihrer Mutter immer an deren Seite gelebt, als diese starb, lebten noch zwei Tanten bei ihr, welche ihr Hauswesen führten. Allein diese wurden allmälig altersschwach und die eine erblindete und nun kehrte sich das Verhältniß um, statt von ihnen gepflegt zu werden, mußte nun ihre Pflege das Fräulein übernehmen und das Hauswesen selbst führen, dessen Leitung bisher in Jener Händen gewesen. Anna Maria verstand auch diesen ihr neuen Pflichten zu genügen und sie besorgte mit ebensoviel Lust wie Geschicklichkeit die ihr bisher ungewohnten Geschäfte.

Sie fühlte sich aber überhaupt im Leben unbefriedigt und einsam, und zog sich mehr und mehr von der Welt zurück. Sie hatte immer lieber in der Stille gearbeitet und gedacht, als ein nach Außen gehendes und aufregendes Leben geführt; sie war ja gewissermaßen nur von ihren Freunden und den Bewunderern ihrer Talente auf den öffentlichen Schauplatz gedrängt worden, nicht aber von dem Streben, wirklich etwas für das Allgemeine zu nützen und zu leisten. Ein solcher Drang lag überhaupt der damaligen Zeit fern, wo man die Kunst wie die Wissenschaft immer nur als vorhanden für einzelne bevorzugte Geister betrachtete, und sie, wie man sich ausdrückte, um ihrer selbst, nicht aber um des Nutzens, des Segens willen liebte und trieb, den die Allgemeinheit von ihnen haben konnte. Die Richtung der Zeit war vielmehr ja fast das ganze 17. Jahrhundert hin-

durch eine auf theologische Streitigkeiten gerichtete, zumal auch in Holland. Im 16. Jahrhundert war das Evangelium selbst es gewesen, aus dem man die Waffen zur Bekämpfung der päpstlichen Macht entlehnte; im 17. Jahrhundert waren es die spitzfindigen Auslegungen einer selbsterfundenen Dogmatik, welche den Samen der Zwietracht mit voller Hand ausstreuten und auch unter den Evangelischen selbst verbreitete. Da gab es Lutheraner und Calvinisten, Mennoniten und Labadisten, Remonstranten und Contra-Remonstranten u. s. w. Holland hatte, man kann sagen, nicht nur einen dreißigjährigen, sondern einen achtzigjährigen Krieg zu erdulden gehabt, denn mit der einzigen Unterbrechung eines zwölfjährigen Waffenstillstandes, also von 1568—1648, zum ewigen Friedensschluß zu Münster war das ganze Land fortwährend im Kampf gewesen — da darf es denn nicht befremden, wenn ein alleinstehendes Mädchen beim Herannahen des Alters auf solch eine Welt mit Unzufriedenheit blickte und alle irdischen Zustände für unvollkommen und haltlos erklärte. Sie wendete sich darum von allen Treiben der Welt ab und zog sich ermüdet davon ganz in sich selbst zurück. Jetzt, wo sie Niemand mehr in ihrer Einsamkeit störte, versenkte sie sich ausschließlich in das Studium religiöser Streitschriften, wandte sich dann ganz der pietistischen-mystischen Partei der Labalisten zu und verbrachte die letzten Jahre ihres Lebens mit asketischen Uebungen.

Zu Wienwert in Friesland starb sie am 5. Mai

1678 hochbetagt und schwach geworden in einem Alter von beinahe 76 Jahren. Die Zeitgenossen hatten sie vergessen, weil sie selbst nicht mehr nach ihnen fragte und nur noch mit Personen der Sekte umging, welcher sie sich angeschlossen. Aber als man die Kunde ihres Todes vernahm, lebte auch die Erinnerung an sie wieder auf und es ward eine neue Ausgabe ihrer Schriften veranstaltet, die 1684 zu Amsterdam erschien. Ebenso erschien nach 1794 in Leipzig eine erneute Auflage ihrer schon 1652 zu Utrecht herausgegebenen Schriften.

An Gelehrsamkeit, die natürlich den Stempel ihres Jahrhunderts trug, kann sich kaum eine andere Frau mit Anna Marie von Schurmann messen.

Gertrud von Guttenberg.

1653—1723.

Gertrud von Guttenberg war die Tochter einer wenig bekannten und wenig bemittelten hessischen Adelsfamilie, die wahrscheinlich in Folge ihrer Vermögensverhältnisse, sehr eingezogen und bescheiden lebte. Die Namen von Gertruds Eltern klingen allerdings ritterlich und romantisch, aber nicht sie waren es, welche ihr zu der Stelle verhalfen, die sie in der Geschichte spielte — dazu half ihr vielmehr gerade ihre Vermögenslosigkeit, welche sie nöthigte, ihren Weg durchs Leben sich selbst zu bahnen.

Ihr Vater hieß Tilo Wolfgang Wolf von Guttenberg (oder Guetenberg, nicht zu verwechseln mit dem großen rheinisch-fränkischen Geschlecht der Guttenberg) und ihre Mutter Cordula Elisabeth von Brand aus dem Hause Langenhof. Gertrud ward 1653 geboren. Ihre Jugend fällt also in jene Zeit, in welcher der dreißigjährige Krieg noch nicht lange beendet war und in der seine Folgen noch drückend auf allen Ständen Deutschlands lasteten. Gertrud wuchs darum in Zu-

rückgezogenheit und Beschränkung auf, die ihr aber Zeit ließen, ihren Geist zu bilden, soweit als es damals eben möglich war. Noch nicht zwanzig Jahre alt, lernte sie Wilhelm Ludwig, Freiherr von Berlepsch kennen, der aus einem alten thüringischen Geschlecht stammte, ebenfalls gerade nicht in glänzenden Verhältnissen war und darum Kriegsdienste genommen hatte. Der schöne Offizier machte aber Eindruck auf das Herz des jungen Mädchens, das zwar geistige Fähigkeiten, aber gerade keine großen Körperreize besaß. Sie war lang und hager und hatte schon damals ziemlich ausgeprägte männliche Züge. Dasjenige was zumeist an ihr auffiel, waren ihre Augen. Nicht daß sie wirklich eigentlich schön gewesen wären — ihre Eigenthümlichkeit bestand darin, daß sie gar keine bestimmte Farbe hatten. Bald erschienen sie nur grau, bald fast smaragdgrün, bald in verschiedenen blauen Nuancen, bald blickten sie stier und kalt, bald erschienen sie feurig und glänzend — eben dieser Wechsel, der die innern Seelenzustände widerspiegelte, gab ihnen einen besonderen Reiz und machte das ganze Gesicht interessant, das in der Jugend sonst nichts Ungewöhnliches, später aber etwas Imponirendes hatte.

Dem militairischen Bewerber reichte sie sowohl ihre Hand aus Neigung, als auf Wunsch der Eltern, welche froh waren die Tochter standesgemäß versorgt zu sehen. Sie bezog mit ihrem Gemahl, Wilhelm von Berlepsch, gleich nach ihrer Hochzeit, das Stammschloß desselben, Eichenzell, (dasselbe liegt, noch jetzt in wohn=

lichem Zustande, in Kurhessen, nah an der hannover-Grenze, drei Meilen von Kassel und zwei Meilen von Göttingen, von wo es oft besucht wird.)

Leider währte das Glück des Paares nicht lange. Bald nachdem Gertrud Mutter eines Knaben geworden war, mußte sie ihr Gemahl verlassen, um sich in das Kriegsgetümmel zu begeben. Er war mit bei der Belagerung von Philippsburg, welche drei Monate währte bis es sich am 9. Sept. 1676 ergab. Berlepsch war ein Opfer derselben, er ward vor Philippsburg erschossen. Ein Vierteljahr später gebar Gertrud noch einen zweiten Sohn, Peter Philipp nannte sie ihn — zur Erinnerung an den Todesort seines Vaters.

Erst zweiundzwanzig Jahre alt, stand die junge Frau als Wittwe und Mutter zweier Kinder schutz- und hilflos in der Welt. Als der erste Schmerz vorüber war, raffte sie sich auf, übergab ihre Kinder der Pflege ihrer Mutter, der Frau von Guttenberg und nahm am Hofe der ersten Gemahlin des Pfalzgrafen, nachherigem Kurfürsten Johann Wilhelm, aus dem Zweige zu Neuburg, der Erzherzogin Maria Josefa, eine ihr angebotene Stellung als Fräulein-Hofmeisterin an. Mußte doch die arme, wenn auch vornehme Wittwe ihren Kindern den Vater wieder ersetzen, der sie erhielt. Maria Josefa, ziemlich im gleichen Alter mit Frau von Berlepsch, war eine Tochter Kaiser Ferdinands III. und der Eleonore von Mantua und seit dem 25. Oct. 1678 vermählt. Als diese im April 1689 starb, kam Frau von Berlepsch zu der ersten Gemahlin des

Pfalzgrafen und nachherigen Kurfürsten Karl Philipp Luise Charlotte von Radziwill.

Luise Charlotte war eine der schönsten, reichsten und interessantesten Frauen ihrer Zeit, eine Tochter des Fürsten Boguslaw, welcher brandenburgischer Statthalter in Preußen war und seiner Gemahlin Anna von Radziwill. Beide Eltern hatte sie früh verloren, die Mutter gleich bei ihrer Geburt und den Vater drei Jahre später, im Dezember 1669, als er plötzlich bei Königsberg starb und ihr ein unermeßliches Erbe hinterließ. Sie war demnach von vielen Freiern umringt, darunter auch Jakob Sobiesky, aber sie reichte ihre Hand Prinz Ludwig von Brandenburg 1681. Als dieser 1687 starb, näherte sich ihr Sobiesky auf's Neue; sie versprach ihm auch heimlich ihre Hand — allein sie war nun ein Opfer der Politik und der sie umgebende Hof nöthigte sie, sich dem Pfalzgrafen Karl Philipp zu vermählen, am 1. April 1688 — sie war also noch nicht ein Jahr Wittwe gewesen. Diese Ehe währte nun sieben Jahre. Luise Charlotte starb am Kindbettfieber und hinterließ nur eine Tochter, Elisabeth Auguste 1695.

Bei dieser Pfalzgräfin scheint Luise Charlotte sich hauptsächlich zu der gewandten und zugleich Vertrauen einflößenden Weltdame ausgebildet zu haben, als welche wir sie später hervortreten sehen.

Auch der Kurfürst Karl Philipp und namentlich seine Schwester, Prinzessin Maria Anna, waren sehr für sie eingenommen und so kam es dahin, daß, als

diese am 4. Mai 1690 mit dem Könige von Spanien Karl II. vermählt ward, Frau von Berlepsch — man erhöhte sie nun zur Gräfin — ausersehen war, als erste Dame im Hofstaate der neuen Königin von Spanien, sie dahin zu begleiten.

Es war dies ein wichtiger Vertrauensposten, denn die junge Königin hatte doch eine Kaiserin zur Schwester: Eleonore Magdalene, die 1655 geboren und seit 14. December 1676 die dritte Gemahlin Kaiser Leopolds I. war, und so war sie bestimmt, in Spanien das Interesse Oestreichs zu vertreten, in einer Krisis, die man bereits voraussehen konnte. Denn Karl II., der schon als ein noch nicht vierjähriger Knabe 1665 den Thron von Spanien bestiegen hatte, war, nachdem sein älterer Bruder Balthasar 1646 verschieden war, der einzige Prinz im spanischen Zweige des Hauses Habsburg und sein schwächlicher wie leidender Körper ließ es mehr als wahrscheinlich erscheinen, daß er ohne Nachkommen sterben werde und es konnte zweifelhaft sein, wer nach ihm den nächsten Anspruch, habe auf den spanischen Thron.

Denn eine festbestimmte Thronfolgeordnung für Gesammtspanien gab es nicht, wie ja das Haus Habsburg gar kein Gesammtspanien, sondern verschiedene Reiche unter verschiedenen Rechtstiteln zusammen gebracht und mit verschiedenartigen Verfassungen und Gesetzen überkommen hatte. Mehr oder weniger war jedoch in all diesen Staaten der pyrenäischen Halbinsel eine weibliche Succession zugelassen und die rein

agnatische Erbfolge modificirt. Der aus Deutschland herübergekommenen Dynastie schien es aber nicht möglich, daß bei einem Erlöschen ihres Mannesstammes ihre Lande nicht eben so auf die deutsche Linie, die ja auch von Phillipp und der spanischen Johanna stammte, übergehen sollten, wie dies im gleichen Falle bei deutschen Landen geschehen war. Wie jedoch die Gefahr näher kam, traf man doch die Vorsichtsmaßregel, bei Verheirathung Infantinnen in das östreichische Haus ihr Erbrecht ausdrücklich vorzubehalten, diejenigen aber, die sich in andere Häuser vermählten, auf das Erbrecht verzichten zu lassen. So hatte Philipp III. gehandelt, als er seine ältere Tochter, Anna, an Ludwig VIII. von Frankreich, die jüngere, Maria, an Kaiser Ferdinand III. verheirathete. Ebenso verfuhr Philipp VI., als seine ältere Tochter Maria Theresie mit König Ludwig XIV., seine jüngere, Margaretha Theresie, mit Kaiser Leopold getraut ward. Gegen das Erbrecht der letztern konnte kein Einwand erhoben und eben so wenig bezweifelt werden, daß nach ihr die Kaiserin Maria, Tochter Philips III. und Mutter des Kaisers Leopold die nächste Erbin sei. Margaretha Theresie starb, als sie erst 22 Jahr alt war, 1673, und hinterließ eine Tochter, die später den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern heirathete; als sie bald nach der Geburt Josef Ferdinands 1692 starb, war nun eigentlich dieser der rechtmäßige Erbe der spanischen Krone.

Indeß, während Kaiser Leopold als Erbe auftrat,

wollte auch Ludwig XIV. von Frankreich gleiche Rechte geltend machen und sich nicht an die Verzichte seiner Gemahlin und Mutter kehren. Er sandte vorerst Ordensgeistliche: Blandiniroe und Duval nach Spanien, um in geheimer Mission die Meinungen und Stimmungen zu erkunden, und übertrug dann einen bedeutenden Diplomaten, dem Markis Jarcourt seine öffentliche Vertretung in Madrid. Das östreichische Interesse hatte die langjährige Annahme für sich, daß ein Habsburger den andern beerbe und die persönliche Neigung des Königs. Diese wollte man noch mehr befestigen durch den Einfluß der Königin und deren Hofdame, der Frau von Berlepsch, in deren Anhänglichkeit, Klugheit und Dankbarkeit man das größte Vertrauen setzte.

Um sich in diesem Sinne ihrer noch mehr zu versichern, ward sie 1695 mit ihren beiden Söhnen in den Reichsgrafenstand erhoben. Frau von Berlepsch aber war eine jener Frauen die vor allen Dingen nach eignem Einfluß streben und ihr eignes Interesse über jedes andere setzen. Ihr lag nun zuerst und zumeist daran, sich in ihrer glänzenden Stellung zu behaupten nnd die Gelegenheit wahrzunehmen, sich davor zu schützen, wieder von der jetzigen Höhe in die früheren dürftigeren Verhältnisse hinunterzusteigen. So war sie immer so wohl darauf bedacht, es mit keiner Partei ganz zu verderben, als auch ihren Einfluß zum eignen Vortheil auszubeuten. Sie war es hauptsächlich, welche auch die mit einem unternehmen-

den und hellblickenden Geist begabte Königin dazu veranlaßte, sich mit entschiedenen Eifer hauptsächlich denjenigen Staatsangelegenheiteu zu widmen, welche in der Ertheilung von Aemtern, Titeln und Gnaden bestanden und daraus selbst noch Vortheil zu ziehen.

Bald klagte man daher in Spanien allgemein, daß keine Stelle, keine Gnade anders erlangt werden könnte, als durch eine deutsche Junta, worunter man hauptsächlich die Königin und die Gräfin von Berlepsch verstand. Es ward unter Andern behauptet, ein junger Graf Heril habe nur darum als Vicekönig von Pern den Vorzug vor einem alten verdienten Offizier erhalten, weil er der Gräfin Berlepsch 100,000 Kronen dafür bezahlt habe. Allein man muß hierbei daran erinnern, daß damals der Stellenverkauf in Spanien etwas ganz gewöhnliches war, ein Finanzmanöver, welches der spanische Finanzminister, Graf Adanaro, selbst als die einzige Hilfsquelle bei den zerrütteten Kassenverhältnissen erklärte. Auch der Neid war es, welcher gegen die Gräfin aufzuhetzen suchte und ihr, der Frau, als Verbrechen anrechnete, was man den Staatsmännern und Höflingen ganz ruhig hingehen ließ. Von Frauen, welche den sinnlichen Neigungen der Männer schmeicheln, beherrscht zu werden, ertragen die Männer — Frauen aber, die niemals dies versuchten und übten, vielmehr sich selbst mit Glück und Geschick in einem Departement bewegen, solche Frauen werden von den weisen Männern gehaßt, verkleinert und verleumdet. So suchte namentlich der darmstädtische Agent

Baron Bekh die Königin selbst vor der Berlepsch zu warnen: sie möge sich nicht durch zu auffallende Begeisterung der Deutschen bei den Spaniern verhaßt machen, so beantragte selbst der östreichische Gesandte Graf Harrach, ein ehren- und gewissenhafter Mann, der es aber hauptsächlich unpassend fand, daß eine Dame eine so einflußreiche Rolle spielte, die Entfernung der Berlepsch. Allein dies gelang nicht, der König wie die Königin beschützten sie — mußten also doch keine Ursache haben, mit ihr unzufrieden zu sein und namentlich die Königin ward dadurch nur verstimmt und mißtraute denen, welche ihre Landsmännin vertreiben wollten.

Uebrigens, welche Vorwürfe man dieser auch machen mochte, jedenfalls waren die andern Personen, die sich am Hof bewegten, nicht besser und zuverlässiger wie sie, und fast alle im Zwiespalt mit einander, suchten sie sich gegenseitig zu verleumden und zu stürzen. Zwar der Amiranto von Kastilien war, wie in allen Dingen entschieden und aufrichtig für Oestreich und seine Interessen, Portocarero aber war es nicht so sehr, daß er nicht, um den Amiranten zu stürzen, in das französische Lager hatte übergehen können. Der Klerus war von Frankreich gewonnen, den Beichtvater der Königin zog man durch die Aussicht auf den Kardinalshut auf dieselbe Seite und gegen den Minister Oropoza und den Amiranto richteten sich die meisten Intriguen. Die französische Partei sowohl wie die bayersche bemühten sich die Gräfin auf ihre

Seite zu bekommen, besonders der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern ließ es an Geschenken und Aufmerksamkeiten für sie nicht fehlen und wirklich schrieb man es nachher hauptsächlich ihrem Einfluß zu, daß König Karl II., nachdem er von Wien vergeblich ein Heer verlangt — man hatte dort wie gewöhnlich kein Geld — das der Erzherzog Karl nach Spanien führen sollte — am 28. Nov. 1698 plötzlich im Staatsrath erschien, mit der Akte, durch welche er den Kurprinzen von Bayern als den rechtmäßigen Erben seiner gesammten Länder bezeichnete.

Aber nur wenige Monate später, am 6. Februar 1699 starb der erwählte Prinz, den man Prinz von Asturien nannte und nach Spanien hatte bringen wollen, in Brüssel an den Kinderpocken.

Nnn war man wieder auf dem alten Punkte. — Bereits vorher hatte Ludwig XIV. im Oktober 1698 mit Wilhelm III. und den Generalstaaten einen Vertrag abgeschlossen, wonach nach Karls II. Tode Spanien zwischen Bayern, Frankreich und Oestreich getheilt werden sollte; nun kam man wieder auf den Vertrag zurück und lud Oestreich zum Beitritt ein. Dies verweigerte ihn aber — denn der Vertrag war doch nur eine Falle: er enthielt einen geheimen Artikel, nach welchem sich die Seemächte verpflichtet hatten, jede Ueberfahrt eines Erzherzogs zu hindern.

In Spanien erwachten bei der Kunde von diesen Vorgängen alle Gefühle der Entrüstung und Besorgniß von Neuem. Der König verlangte noch einmal,

daß der Erzherzog Karl mit 15,000 Mann herüber kommen solle. Die französischen Creaturen waren auch thätiger wie je. Man suchte auch die Königin für Frankreich zu gewinnen und verleitete die Gräfin Berlepsch dazu, der Königin mitzutheilen, daß sobald sie Wittwe sei und der Dauphin von Frankreich König von Spanien, er ihr seine Hand reichen werde. In gleichem Sinne sollte der Kapuziner Pater Gabriel Chiusa, der Beichtvater der Königin, dieselbe bearbeiten.

Maria Anna aber war eine deutsche Frau, die mit Entrüstung solche Vorausbestimmungen und Anträge vernahm und verwarf. Sie that, was jede Frau von Ehre an ihrer Stelle auch gethan haben würde: sie sagte Alles ihrem Gemahl, dem Könige, und verlangte, daß man die Personen von ihrem Hof entferne, die eine solche Sprache gewagt hatten.

Es geschah. Die Gräfin Berlepsch ward ihres Postens enthoben und wie es immer allen gestürzten Günstlingen geht, die an einem Hofe eine Rolle gespielt haben, man begriff jetzt nicht, wie sie das so lange gekonnt, und um es zu begreifen, sagte man aus: sie könne hexen und habe die Königin so lange behext gehabt. Jetzt erinnerte man sich ihrer Augen, welche so oft die Farbe wechselten — dies galt für ein untrügliches Zeichen einer Hexe.

Die Berlepsch schrieb an die Königin: „Ew. Majestät wissen ja, daß ich eine Hessin; die von Berlepsch sind Erbeigene von Derer Durchlauchtigem Hause, wie ist es denn möglich, daß ich Ew. Majestät untreu sein

kann, noch Etwas thun, das Ew. Majestät zu Schaden gereichen könne!"

Die Königin antwortete nicht, und die Gräfin hatte noch von Glück zu sagen, daß man ihr nicht geradezu den Prozeß machte. Ja, man ging soweit, zu sagen, daß die Königin nicht nur von der Gräfin behext sei, sondern daß diese auch selbst der Königin das Hexen gelehrt oder übertragen habe und nun Maria Anna selbst ihren Gemahl behext habe. Man zog Casuisten und Aerzte herbei, welche das königliche Paar in jeder Beziehung und auf die ungebührlichste Weise ausforschen mußten und scheuten sich nicht, die unsinnigsten Gerüchte unter das Volk zu bringen — man arbeitete unter der Hand an einer zu bewerkstelligenden Scheidung — und dies Alles nur auf Frankreichs Betrieb, das alle Oestreicher zu stürzen suchte, während die Königin energische Maßregeln betrieb, doch die Franzosen zu beseitigen, wie sie denn den König dahin brachte, Harcourt zu entfernen — doch leitete dieser auch dann noch die Schritte seines Nachfolgers Blocourt.

Der Kardinal Portocarrero brachte jetzt, um das Schauspiel zu vollenden, den Großinquisitor Rocaberti und den Pater Froylon Diaz, den neuen Beichtvater des Königs, auf die Bühne. Der Pater Diaz unterwarf den König zu wiederholten Malen förmlich dem Exorcismus; die von ihm gebrauchten Beschwörungsformeln trieben das enge Gewissen desselben in Angst und Schrecken. Jetzt hatte ihn der arglistige Kardi-

nal dahin, wohin er ihn haben wollte: schlau nöthigte er ihn, bei seinen ängstlichen Zweifeln in der Wahl eines künftigen Thronerben, den heiligen Vater um Rath zu fragen nnd freudig ging Karl in diesen ihn beruhigenden Vorschlag ein. In Rom war Alles schon vorbereitet: der französische General Janson hatte den Papst für Ludwig XIV. gewonnen, Innocenz XIV. war damals gerade mit dem Kabinet von Wien in Streitigkeit über einige im Kirchenstaate gelegene Lehen und der östreichische Gesandte Graf Martinitz, der ewig um Etikettereehte mit den Kardinälen haderte, nicht besonders accreditirt — so war die Gelegenheit günstig und die Antwort des Papstes lautete zu Gunsten des Hauses Bourbon.

Endlich entschloß sich Karl II. durch diese Entscheidung und der sie benutzenden Geistlichkeit in seinem Gewissen bestürmt und von Portoarero getrieben, zur Abfassung seines letzten Willens. Der geheime Staatssecretair Ubilla wurde als Notar mit Abfassung des Testaments beauftragt und letzteres nur in Gegenwart des Kardinals und des Präsidenten des Raths von Kastilien Don Manuel Arcas, verlesen und unterzeichnet. Karl unterschrieb unter einem Strome von Thränen die Urkunde, die seiner Dynastie die Krone raubte. Dann rief er aus: „Gott ist es, der die Königreiche vergiebt, da sie ihm angehören!" Sieben Siegel und eben so viel auf der Rückseite unterschriebene Zeugen vollendeten die Formularität am 3. October 1700. Das Testament ernannte Philipp von

Anjou, den Enkel Ludwigs XIV. zum Erben der gesammten spanischen Reiche; ihm war sein Bruder, der Herzog von Berry und erst diesem der Erzherzog Karl substituirt. Der König erkrankte gleich darauf, war dann entrüstet über Diejenigen, die ihn zu jenem Testament verleitet und dachte an eine Aenderung desselben — aber ehe es dazu kam, starb er am 1. November 1700.

Ludwig XIV. hatte nun zwischen dem Theilungsvertrage und dem Testamente Karls II. zu wählen — er wählte wider das Recht und sein Wort das letztere. — England und die vereinigten Niederlande beriefen sich auf die alten Verträge. Ludwig erklärte mit diplomatischer Verstellungskunst, daß ihm die Annahme des Testamentes selbst Kummer verursache, u. s. w. und suchte beide Kabinete vor der Hand mit leeren Entschuldigungen hinzuhalten.

Ganz Europa murrte laut, als es erfuhr, daß Ludwig noch obendrein vermittelst besiegelter und verbriefter königlicher Patente dem Herzog von Anjou seine Rechte auf den Thron von Frankreich vorbehalten hatte.

Ludwig aber rief das stolze Wort in die Welt; „Es giebt keine Pyrenäen mehr!“ als sein Enkel abreiste, um Spaniens Thron zu besteigen. Dies war das Loosungswort eines Krieges, der bis zum Utrechter Frieden, 1713, dauerte und Frankreich mehr an den Rand des Verderbens brachte.

Die Königin Wittwe, Marie Anna, ging gleich

nach Ankunft des neuen Königs, im December 1700, in eine anständige Verbannung nach Toledo, wo sie nach nicht langer Zeit wenigstens die Genugthuung hatte, das Hauptwerkzeug des Scheiterns ihrer Pläne, den Kardinal Portocarrero, gleichfalls vom Hofe entfernt in seinem Erzbisthum ankommen zu sehen, 1703, und wo sie noch mit ihm für die Anerkennung Karls III. von Seiten der Toledoer zusammenwirkte. Als die Truppen der Alliirten in Toledo eingezogen, legte die Königin das Trauergewand ab, das eine spanische Königswittwe ihr Leben lang tragen soll und schmückte sich mit aller Pracht, mit golddurchwirkter Seide und Juwelen, und der Kardinal ertheilte den Fahnen der Feinde des Königs, dem er selbst auf den Thron geholfen, seinen Segen in der Kathedrale und illuminirte ihnen zu Ehren seinen Palast.

Als die Waffen Philipps V. wiederdie Oberhand gewonnen, ward der Königin-Wittwe ein Schloß bei Bayonne angewiesen, wo sie von 1706 bis 1738 in einem Wechsel von Ueppigkeit und Mangel lebte. Später näherte sie sich dem spanischen Hofe wieder, als ihre Nichte, Elisabeth von Parma — die Mutter derselben war Maria Annas Schwester Dorothee, Sophie von Pfalz-Neuburg, vermählt mit dem Herzog Odoardo II. von Parma, dem sie jene Tochter gebar — Königin von Spanien und Gemahlin Philipps V. ward. (Es ist desselben im 2. B. der „Privatgeschichten“ unter Anna Maria Orsini gedacht.) Sie durfte Bayonne verlassen und nach Guadaladana übersiedeln, wo sie am 16. Juli 1740 starb.

Die Gräfin von Berlepsch war schon Ende März 1700 — also als Karl II. noch lebte und auch nicht daran dachte, dem französischen Einfluß sich herzugeben, aus Spanien verwiesen worden. Es ist unenschieden, geblieben, ob sie selbst wirklich jemals den französischen Interessen gedient habe und ob nicht gerade von dieser Seite selbst nicht am wenigsten gegen sie intriguirt ward, weil sie sich nicht überreden ließ und man kein anderes Mittel kannte, sie zu verdächtigen und zu entfernen, als wenn man ihr gerade das vorwarf gethan zu haben, wozu sie zu überreden man sich eben vergeblich bemüht hatte. Vielleicht konnte nur so ihr Einfluß auf den König und die Königin verhindert werden — und es spricht sehr für den Geist und selbst für den Charakter der Gräfin, daß man sie lieber gleich als eine Art Landesverrätherin und schließlich gar als Hexe zu brandmarken suchte, als daß man, was sonst bedeutenden Frauen gegenüber das wohlfeilste und am Oeftersten angewendete Mittel, ist ihren Ruf angetastet hätte und ihrer Moralität zu nahe getreten wäre. Daß man sie gehen ließ und nicht einen Prozeß gegen sie anstrengte, beweist ebenfalls, daß man keinen triftigen Grund dazu finden konnte und daß das Ziel aller gegen sie gesponnenen Intriguen doch nur das war: sie los zu sein, weil man sie nicht nach Belieben lenken konnte. Es ist in der That merkwürdig, daß eine solche alleinstehende Wittwe im fremden Lande nur durch ihren Verstand und ihre geistigen Eigenschaften, nicht etwa, wie so Viele, durch

körperliche Reize und Liebesspiel eine solche Macht werden konnte, die nicht nur einem Königspaare am Nächsten stand, so daß sich die Höflinge um ihre Gunst beworben, sondern daß auch die Granden des Reichs und die Gesandten verschiedener Nationen sich so bemühten, sie auf ihre Seite zu bekommen.

Sie reiste, wie gesagt, im Frühling ab, begleitet von ihrer Nichte Eva, Tochter ihrer Schwester Anna Katharina, die mit einem Obrist Wolf Helmbold von Buchenau auf Buchenau verheirathet war und deren Tochter sie hatte zu sich kommen lassen, einer Kammerfrau, einem Zwerge und einem Diener der Königin. Auch der deutsche Arzt derselben und der kurtriersche Gesandte Pater Carponi begleiteten sie. Sie reiste über England, Italien und Wien nach ihrer Heimath zurück. In Wien empfing man sie sehr freundlich, was wohl am Besten dafür spricht, daß sie sich nicht hatte von Frankreich erkaufen lassen, sondern vielmehr gerade durch französische Intriguen verdrängt worden war.

Ihre Stellung blieb glänzend. Sie trat als Aebtissin an die Spitze des Stifts zu den heiligen Engeln in Prag und erwarb dieser Stellung durch ihren Einfluß in Wien die fürstliche Würde, wie dem Stifte mancherlei sonstige Auszeichnungen und Vortheile. Doch blieb sie keineswegs einem zurückgezogenen geistlichen Leben gewidmet, sondern machte vielmehr die in den Niederlanden erkaufte große Herrschaft Millendank, die sie zur Unterlage des geistlichen Standes in ihrer

Familie bestimmte, zu ihrem regelmäßigen Wohnsitz. Zwei harte Schicksalsschläge trafen sie noch, indem sie ihre beiden Söhne durch den Tod verlor. Bereits am 24. März 1712 starb ihr ältester Sohn Sittich Herbald, kurpfälzischer Kammerherr und Geheimrath und in den letzten Jahren der Regierung Karls V. pfälzischer Botschafter in Madrid und am 24. März 1721 folgte ihm zu Wien der jüngste Sohn Peter Philipp, wirklicher Geheimerath. Sie selbst starb zwei Jahre nachher zu Millendank, 70 Jahre alt, und ward daselbst fürstlich begraben.

Katharina I.,

Kaiserin von Rußland.

1686—1727.

Eine Kaiserin — und doch ein Weib aus dem Volke? — eine Kaiserin des größten Reichs, die aus Armuth und Niedrigkeit stammt, dies nicht verleugnet und zu den wichtigsten Souverainen gerechnet wird, ein solches Weib hat allerdings die Geschichte nicht weiter aufzuweisen und es wäre eine große Lücke in unserer Sammlung einflußreicher Frauen, wenn man sie, eineder aller einflußreichsten, auslassen wollte.

Zwar, auch sie war zuerst nur eine Maitresse und wir wollen den Frauen, die sich selbst wegwarfen, um zu Einfluß und Wohlleben zu gelangen, kein Denkmal setzen. Aber an Katharina ist nicht der gleiche Maaßstab zu legen, wie an jene meist verächtlichen Geschöpfe und zwar nicht etwa deshalb, weil sie nachher wirklich die rechtmäßige Gemahlin eines großen Fürsten, wirklich die rechtmäßige Herrscherin eines großen Reichs ward, sondern weil sie das Kind leibeige-

ner Eltern war und in Unwissenheit und Sittenrohheit aufgewachsen, es nicht viel besser wußte, als daß das Weib nur da sei, sich männlicher Willkür zu unterwerfen und selbst für Nichts als ein Spielwerk geachtet zu werden. Sie lebte in einer Zeit und in einem Lande, wo noch alle Culturzustände sich auf der Kindheitsstufe befanden und vermochte sich dem was der Brauch des Landes war nicht zu entziehen — sie ließ über sich ergehen, was über sie verhängt ward, wie das unzählige ihrer Volks- und Zeitgenossinnen mußten, aber sie drängte sich nicht wie eben so unzählige deutsche und französische Frauen thaten, zu schmachvoller Gunst mit Intriguen und aus eigensüchtigen Motiven. Selbst als Kaiserin ward sie nicht hochmüthig, verleugnete ihr niederes Herkommen nicht und eben so wenig ihre den untersten Ständen angehörenden Verwandten, noch diejenigen, welche sie in ihrer eignen Niedrigkeit gekannt hatten.

Daß indeß ihr späterer Gemahl, der große Czar Peter selbst den Großen seines Hofes gegenüber dies nicht gern sah, ist wohl anzunehmen und daher mag es wohl kommen, daß über Katharinas eigentliches Herkommen und die Erlebnisse ihrer Jugend einiges Dunkel herrscht und verschiedene Lesarten existiren, welche sich zwar nicht in den Hauptsachen widersprechen, aber doch in Mittheilungen der Nebenumstände variiren.

Nach alledem was verschiedene Geschichts- und Memoirenschreiber verschieden berichten, steht doch fest, daß Katharinas Eltern leibeigene, flüchtige Bauersleute aus

Polen waren, die sich in Dorpat niederließen, wo sie als Tagelöhner lebten. Hier wurde Katharina, wahrscheinlich 1688 geboren und römisch katholisch getauft und hatte noch vier Geschwister, drei Schwestern und einen Bruder. Als dort die Pest ausbrach, flüchteten ihre Eltern und zogen in die Umgegend von Marienburg, wo die Pest sie aber doch ereilte, so daß beide bald nacheinander starben. Die Kinder kamen nun in verschiedene Hände, die kleine Katharina nahm der Pfarrer des Dorfes zu sich, aber auch dieser starb an der Pest. In Folge dessen reiste der Superintendent von Marienburg dahin, wo er die verlassene Kleine im Pfarrhaus vorfand, nicht erfahren konnte, wo sie herstammte, sie darum mit sich nahm und mit seinen ziemlich im gleichen Alter stehenden Töchtern erziehen ließ, d. h. er gab ihr Obdach und Nahrung, aber von Unterricht war wohl nicht viel die Rede, wenigstens lernte Katharina weder Lesen noch Schreiben.

Als sie etwa 18 Jahre alt war, warb ein junger Dragoner um sie, der damals dort in Garnison stand und sie mehrmals in der Kirche gesehen. Auch sie hatte den blondgelockten Jüngling bemerkt und nichts gegen die Werbung einzuwenden, um so weniger wahrscheinlich als Glück ihr vorstellte, daß die Zeiten täglich schlimmer würden, die Russen die Stadt bedrohten und er selbst kaum wisse, wie er seine eigne Familie erhalten solle. Der Soldat ward zum Corporal befördert und Verlobung und Hochzeit fanden statt im August 1702. Wenige Tage darauf rückten

wirklich die Russen heran, die Dragoner mußten aufbrechen und Katharinas Mann durfte dabei nicht fehlen. Es ist nicht gewiß, ob er gleich damals oder später im Kampfe fiel.

Die Russen eröffneten am 25. August unter Scheremetoff die Belagerung von Marienburg und am 3. September capitulirte die Garnison und erhielt freien Abzug für sich und die Einwohner. Als aber am 4. September die Russen einzogen, sprengten der Artilleriehauptmann Wolf und Sergeant Gottschlich das Pulvermagazin in die Luft, wobei sie selbst und viele Schweden und Russen umkamen und Marienburg gänzlich zerstört ward. Nun erklärte Scheremetoff, daß die Capitulation gebrochen sei und Alles sich kriegsgefangen ergeben müsse. Die Honoratioren ließ der General an sich vorüberführen, Katharina ging an der Seite des Pastor Glück und fiel ihm durch ihre Schönheit auf. Der General fragte diesen nach ihr und Glück theilte ihm mit, daß sie an einem schwedischen Dragoner verheirathet sei und vorher bei ihm als armer Findling erzogen worden. Scheremetoff erklärte, daß sie ihm gefiele und er sie bei sich behalten, die Andern aber nach Moskau schicken wolle. Der Geistliche machte Einwendungen und erinnerte nochmals an ihre Verheirathung. Der General erklärte aber, daß kümmere ihn nicht, sie sei Kriegsbeute und außerdem Leibeigne, er könne also nach Belieben mit ihr verfahren. Scheremetoff behielt also Katharina bei sich und ihr blieb nichts übrig, als sich zu fügen, wenn sie nicht sterben

wollte. Einige Monate später kam Menczikoff in's Lager, sah Katharina und da sie ihm gefiel, nahm er sie diesem mit ähnlicher Rücksichtslosigkeit und Gewalt weg und an sich, wie es Scheremetoff zuvor gethan. Menczikoff behandelte sie übrigens besser und Katharina ward von ihm weniger tyrannisirt. Sie speiste an seiner Tafel und bei dieser Gelegenheit sah sie auch eines Tages der Czar Peter selbst und gab sein Wohlgefallen an ihr zu verstehen. Als er nach einiger Zeit wiederkam, suchte sie ihm auszuweichen, schon weil sie sich überhaupt des Verhältnisses schämte, in das rohe Gewalt die schutzlose Gefangene gebracht und das ihr, da sie in einer lutherischen Pfarrerfamilie erzogen war, eben so demüthigend sein mußte, als es die slavischen und finnischen Leibeignen eben so in der Ordnung fanden, wie ihre russischen Herren — der Czar war von diesem sittigen Betragen, das ihm vielleicht noch niemals vorgekommen war, doppelt angezogen und als sie seinen Scherzen mit mehr Ehrerbietung als Entgegenkommen zuhörte, wendete er sich erst ärgerlich von ihr ab. Später aber sagte er zu ihr:

„Katharina, wie mir scheint, sind wir nicht mehr auf so gutem Fuße, wie bei meiner ersten Reise, aber ich rechne darauf, daß wir noch unsern Frieden machen."

Wenig Tage darauf erklärte der Czar Menczikoff mit gewohnter Herrscherwillkür: „Katharina gefällt mir, Du mußt sie mir abtreten!"

Menczikoff verneigte sich tief, zum Zeichen, daß

ihm nur Gehorsam zieme und wollte gehen, als der Czar ihn zurückrief und noch befahl, auch dafür zu sorgen, daß Katharina ihm anständig geschmückt und mit Kleidungsstücken versehen, übergeben werde.

Darauf schickte Menczikoff Katharina ohne weitere Erklärung in die Wohnung des Czaren und sandte ihr später ihre ganzen Toilettensachen nach; nebst einem Diamantenschmuck von mindestens 2000 Rubel an Werth durch zwei Leibeigne, die sie bisher bedient hatten und denen er befahl, auch jetzt bei ihr zu bleiben. Als diese Sendung ankam, war Katharina sehr bestürzt und sagte zum Czaren: „Was ich hier sehe, kündigt mir an, daß ich so lange hier bleiben soll, als es Ew. Majestät beliebt. Unter diesen Umständen geziemt es sich, daß Sie die Habe einer Sklavin Menczikoffs mit betrachten.“ Als sie das Schmucketui sah, das sie nicht kannte, sagte sie zu den Dienern: daß ihr dieser Gegenstand nicht gehöre und er wahrscheinlich aus Versehen eingepackt worden sei; als diese ihr versicherten, es gehöre ihr und sie die prachtvollen Brillanten sah, blickte sie den Czaren an und fragte: „Ist das ein Geschenk meines alten oder meines neuen Herrn? Wenn es von Menczikoff ist, so verabschiedet er seine Sklavin kostbar.“

Es entfielen ihr Thränen und sie konnte einen Augenblick nicht sprechen, hob aber dann die Augen zu dem Czaren auf, der sie forschend ansah und sagte: „Sie sagen kein Wort, ich erwarte Ihre Antwort.“ Der Czar betrachtete sie fortwährend ohne zu antwor-

ten; sie besah die Juwelen nochmals und sagte dann: „Wenn das von meinem alten Herrn kommt, so darf ich nicht darüber schwanken, ihm seine Geschenke zurückzuschicken. Auf einen kleinen Ring von geringem Werthe zeigend, fuhr sie fort: „Ich behalte nur dies, das mehr als hinreichend ist, mich an die Güte zu ererinnern, die er für mich gehabt hat; wenn das Geschenk aber von meinem neuen Gebieter ist, so stelle ich es ihm zurück; ich verlange nicht nach seinen Schätzen." Zugleich brach sie in Thränen aus und sank dann ohnmächtig zusammen. Als sie wieder zu sich kam, erklärte ihr der Czar, die Juwelen seien ein Andenken Menczikoffs, der ihr damit sein Abschiedsgeschenk mache; er, der Czar, sei mit dieser Handlungsweise zufrieden, wolle, daß sie es annehme und werde den Dank besorgen. Von nun an erklärte er sie zu seiner eignen Gefährtin.

Peter war um so mehr von diesem Betragen gerührt und zu Katharina hingezogen, als er noch nie bei einer Leibeignen oder irgend einem Weibe, dem er seine Gunst erwiesen, etwas ähnliches von Zartgefühl, Takt, Uneigennützigkeit und Dankbarkeit so wie ein Streben nach wahrer Liebe entdeckt hatte. Er bewies ihr darum eine Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, wie er sie noch für kein Weib gehabt hatte und bald war sie mehr als sein Spielzeug, sie war seine Vertraute, die Gefährtin seiner Seele. Und gleichsam, um dieses Verhältniß nicht zu entweihen, hielt er es lange vor aller Welt verborgen.

Als er nach Moskau zurück mußte, beauftragte der Czar einen Gardecapitain, Katharina in möglichstem Geheimniß dorthin zu bringen, ihr unterwegs jede denkbare Rücksicht zu erweisen, ihm täglich Nachricht von ihr zu geben und sie in Moskau einer im Voraus unterrichteten Dame zu übergeben. Bei dieser, die von guter Familie, aber mittlerem Stand und Vermögen war, lebte sie zwei bis drei Jahre in einem stillen und von der Welt entlegenen Stadttheil und äußerlich unansehnlichem Hause, das aber innerlich auf das Bequemste eingerichtet war. Andere weibliche Bekannte durfte sie nicht haben, ihre Dienerinnen waren ingermarländische Mädchen aus den eroberten Plätzen. Vollständig russisch lernte sie erst jetzt, sie sprach außerdem deutsch, schwedisch, polnisch und französisch. 1703 ward sie in die griechische Kirche aufgenommen, wobei der Czarowitsch Alexei Pathenstelle vertrat. (Wir gedachten dieser Familienverhältnisse schon im 2. B. dieser Privatgeschichten bei Gelegenheit der Geschichte der Prinzessin von Wolfenbüttel.)

Der Czar besuchte sie zumeist am späten Abend, wenn die Straßen menschenleer waren, nur von einem vertrauten Grenadier begleitet. Sie war das einzige Wesen, dem er sein Herz ausschüttete, seine, aus Schlauheit, Verstellung und Kühnheit gemischten Entwürfe mittheilte und stets gewiß sein konnte, den besten Rath zu finden. Denn Katharina verehrte und liebte ihn wirklich, erkannte bald alle seine guten und schlimmen Eigenschaften, wußte ihn richtig zu beurtheilen und zu

nehmen, hatte natürlichen Verstand, ein gesundes Urtheil, war unbefangen und treu und konnte Peter und seine Pläne besser verstehen und darum theilen, als alle seine Creaturen. Als er sich hiervon immer mehr überzeugt hatte, nahm er auch seine Minister mit in das stille Asyl seiner Liebe, damit Katharina mit bei diesen Berathungen zugegen war. Die Einsicht und die richtigen Urtheile, die sie dabei an den Tag legte, der sichere Takt, mit dem sie den Charakter und die Neigungen und Launen Peters zu ergründen und zu beachten wußte, die Sanftmuth, mit der sie seine Hitze ertrug und erst wenn sie zu verschwinden begann, den Edelsinn und die Milde, womit sie immer als Fürbitterin für Andere, selbst für ihre Feinde auftrat, den Zorn des Czaren zu beschwören wußte, ihr Gleichmuth in allen Wechselfällen, ihre sorgsame Pflege seiner Gesundheit, — all dies machte sie dem Czaren immer theurer und unentbehrlicher. Er legte ihr den Titel Großczarina bei und ließ sich dann förmlich mit ihr trauen. Nach Einigen schon 1707.

Am 9. März 1708 gebar sie eine Tochter, es war Anna, die nachherige Herzogin von Holstein-Gottorp und Mutter des Kaisers Peter III. Am 29. December 1709 gebar sie eine zweite Tochter, Elisabeth, die nachherige Kaiserin. Am 17. März 1717 an demselben Tage, an dem Peter nach Polen aufbrach zum Türkenkriege, erklärte er Katharina als seine wirkliche und rechtmäßige Gemahlin.

Als solche begleitete sie ihn auf dem Feldzug und

als er in Stuzki erkrankte am Skorbut, war sie seine alleinige Pflegerin. Aber sie war noch mehr als dies. Am 5. Juli hatte das russische Heer am Pruth siegreich einen dreimaligen Angriff der Janitscharen abgeschlagen, bis es endlich von 20,000 Türken und Tartaren umringt war, welche beschlossen, die Russen durch einen Graben einzuschließen bis das Geschütz eingetroffen und dann 500 Kanonen die Eingeschlossenen, unter denen sich der Kaiser mit seiner Gemahlin befand, vernichten konnten. Da rieth Katharina im Kriegsrath zu dem Versuch, den Großvezier ein Geschenk anzubieten nnd dadurch noch den Frieden zu erkaufen und sich zu retten. All ihren Schmuck und ihr Geld widmete sie diesem Zwecke und ritt selbst im Lager umher, um zum gleichen Zwecke zu sammeln. So konnte man dem Großvezier 200,000 Rubel anbieten und so gewährte er den Frieden, welcher die Russen rettete. Katharina ward dadurch populair und der Kaiser benutzte diese Gelegenheit, um am 1. März 1712 eine Feier seiner Vermählung mit ihr öffentlich zu begehen.

1714 stiftete Peter, seiner Gemahlin zu Ehren, zum Andenken an ihre Anwesenheit in der Türkenschlacht, wo sie unter den größten Gefahren männliche Unerschrockenheit gezeigt hatte, den Orden der heiligen Katharina, der nur für Frauen bestimmt war und den er ihr selbst an ihrem Namenstage umhing. Derselbe zeigt auf der einen Seite ein silbernes Kreuz mit dem Bildniß der Heiligen, auf der andern ein Adlernest

und zwei Adler, welche Schlangen verzehrten, mit der Inschrift: aeguat numia comparis.

1715 ward Katharina Mutter eines Sohnes, der aber 1719 wieder starb — nach Einigen vom Blitz erschlagen in den Armen der Wärterin, — und 1717 gebar sie in Basel einen zweiten Sohn, der nur einen Tag lebte. Sie reiste 1716 und 17 mit ihrem Gemahl nach Holland und Frankreich und war in die Schweiz gegangen, indeß er in Paris war, wohin sie sich nicht begab, weil man Etikettescrupel voraussah. Dagegen ging sie mit ihm nach Berlin und ward am dortigen Hofe auch als rechtmäßige kaiserliche Gemahlin empfangen. Ueberhaupt machte der Czar nicht leicht eine Reise, hielt keine Musterung der Truppen, gab kein Fest ohne Katharinas Gegenwart. So begleitete sie ihn auch auf den Feldzug von 1722 nach Persien und theilte dort alle Gefahren mit ihm. Als er siegreich zurückkehrte, beschloß er, Katharina in Moskau feierlich krönen zu lassen.

Im Februar 1724 begab er sich mit ihr, allen Gliedern seiner Familie und den Großwürdenträgern des Reichs wie den fremden Gesandten nach Moskau. Er erklärte selbst dem Erzbischof Therfanes von Pleskow, daß die Krönung keine bloße Ceremonie sein, sondern der Kaiserin das Recht geben solle, auch nach seinem Tode zu herrschen, von ihr, die einst das Reich am Pruth gerettet und mit ihm in allen Dingen einverstanden sei, könne er auch voraussetzen, daß sie seine Anordnungen befolgen und das Reich beglücken werde.

Vom 4 — 7. Mai bereitete sich Katharina durch Gebet und Fasten zu der Krönung vor. Dieselbe fand am 7. Mai in der Kathedrale statt. Den Zug eröffnete und schloß die nun errichtete Leibgarde der Kaiserin, die aus lauter Capitains und Leutenants, Angehörigen der Aristokratie bestand und vom Generalgouverneur Japuschinsky befehligt ward. Der Herzog Karl Friedrich von Holstein — später Katharinas Schwiegersohn und Vater des Kaisers Peter III., führte Katharinen. Der Czar, dem die Fürstmarschälle Menczikoff und Repnin zur Seite gingen, schritt vor ihr in die Kirche. Der Erzbischof von Nowgorod segnete die Knieende und betete, indem er die Hände auf ihr Haupt legte. Dann setzte der Czar selbst ihr die Krone auf, wobei sie in tiefer Erschütterung in Thränen ausbrach. Der Erzbischof gab ihr den Reichsapfel in die Hand und indem sie diesen mit der Rechten aufnahm, umfaßte sie mit der Linken das Knie des Kaisers, es zu küssen; den Scepter, als das eigentliche Zeichen der ausübenden Regierung behielt Peter. Darauf erfolgte die Salbung und eine Rede des Erzbischofs Theaphones beschloß die seltene Feier.

Es lag in der That etwas Großes in diesem Schicksal. Eine verwaiste und gefangene Leibeigene — die pflegebefohlene Dienerin eines protestantischen Pfarrers — eine Wittwe eines schwedischen Soldaten — eine Sclavin desselben Menczikoff, der jetzt dieser Feier als Hofschranze beiwohnte — und nun Kaiserin und Beherrscherin des größten Reichs der Welt.

Nun, auf der Höhe des Triumphes, seit länger als zwanzig Jahren schon das treue Weib des großen Kaisers, zog sich plötzlich ein Gewitter über ihr zusammen. Ihre Vertrautesten waren ihr erster Kammerherr, Mons de la Croix, ein schöner Mann und von feinem Anstand und dessen Schwester, die verwitwete Generalin von Balti ihre erste Staatsdame. An diese Beiden wandten sich denn viele Bittsteller, welche bei der Kaiserin Etwas erreichen wollten, auch verwalteten sie die Gelder derselben und mochten Bestechungen zugänglich sein. Es war natürlich, daß sie viele Neider hatten und die Kaiserin von Feinden und Intriguanten umgeben war. Man machte ihr denn das Vertrauen zum Vorwurf, das sie in Mons setzte und erregte die Eifersucht des Czaren, indem ihm wahrscheinlich durch Jagoschinsky, der in besonderer Gunst beim Czaren, aber nicht bei Katharina stand, der Verdacht erregt ward, daß zwischen Mons und ihr ein Liebesverhältniß bestehe und Frau von Balti die Begünstigerin desselben sei.

Am 19. November 1724 ward Mons plötzlich verhaftet, der Unterschlagung von Geldern beschuldigt, die er auch eingestand und ihm der Prozeß nach russischer Schnelligkeit gemacht, am 26. November ward er enthauptet und der Körper auf's Rath geflochten. Frau von Balti erhielt elf Knutenhiebe und ward nach Tobolsk verbannt.

Einige Tage vorher versuchte Katharina sich beim Czar für Mons zu verwenden. Er kam darüber in

Wuth und da er mit ihr gerade vor einem Spiegelfenster stand, sagte er: „Sieh dieses Glas, es war ein geringer Stoff, das Feuer hat es veredelt und jetzt ist es die Zierde des Palastes. Aber ein Schlag aus meiner Hand" und dabei zerbrach er das Fenster „kann es seinem Staube wieder nahe bringen."

Katharina antwortete mit Würde und einem Seufzer: „War seine Zerstörung eine Ihrer würdige That? und ist Ihr Palast dadurch schöner geworden?" Darauf umarmte sie der Czar, aber es blieb bei der Verurtheilung.

Einige Tage nach der vollzognen Hinrichtung fuhr Peter mit seiner Gemahlin im Schlitten spazieren und befahl zu dem Platz zu lenken, wo die Gebeine und der Kopf des Unglücklichen noch ausgestellt waren. Es wird erzählt, er habe dabei die Kaiserin fortwährend betrachtet und da sich in ihrem Angesicht keine Gemüthsbewegung gezeigt, wieder an ihre Treue und Unschuld geglaubt. Es ist in der That merkwürdig, daß man (wie auch im 1. Band d. Privatgeschichten unter Hannover von der Prinzessin von Ahlden erzählt ist) Beweise für die Schuld oder Unschuld einer Frau daraus schöpfen will, ob sie den oben an einem Freunde vollzogenen Mord ruhig vernehmen, oder gar wie hier einen so grausigen Anblick seiner Leiche ruhig ertragen kann oder nicht. Eine Katharina konnte allerdings nach alledem, was sie schon ertragen hatte, wohl stärkere Nerven haben als unser Geschlecht in der Regel heutzutage aufzuweisen hat — aber auch sie mußte sich

Gewalt anthun, ihre Thränen zurückzuhalten und nicht zu verrathen, was sie fühlte. Sie konnte sich über den crassen Anblick entsetzen und den Verlust des Freundes beweinen, ohne deshalb je mit ihm in einem unerlaubten Verhältniß gestanden zu haben — indeß scheint der Czar durch ihr ruhiges Betragen befriedigt worden zu sein.

Der Kaiser war schon seit einigen Jahren leidend. Im August wohnte er der Einweihung einer Kirche zu Sarskojohelo bei. — Alle waren bei der sich daran knüpfenden Festlichkeit betrunken und Peter nicht am Wenigsten, worauf er wieder erkrankte. Kaum war er genesen, so reiste er weiter. Als er am 27. Octbr. nach Petersburg kam, fuhr er bis Lachta, wo er ein mit Menschen beladenes Boot stranden sah. Er schickte ihm ein anderes zu Hilfe, watete aber auch selbst in das Wasser und rettete mehr als zwanzig Menschen das Leben. Er trug eine heftige Erkältung davon, lebte dann aber wieder wie gewöhnlich. Die Katastrophe mit Mons fand also bald hierauf statt. Im Januar hielt er jenes widerliche Narrenfest, das Spottconclave zur Wahl eines neuen Papstes, ein angeblich zur Verspottung der römisch katholischen Kirche veranstaltetes Trinkgelag, bei dem man aber die Absicht hatte deshalb Alles betrunken zu machen, damit sich dabei die Anhänger der römischen Kirche verriethen, wenn sie in den allgemeinen Hohn und Schimpf in der Trunkenheit nicht mit einstimmten. In der That eine Religionsprobe als Seitenstück zu jener Liebesprobe —

auf gleicher Rohheit fußend. Als ob der Mann, der die Travestirung eines Cultus widerwärtig fände, darum auch zu diesem selbst gehören müßte.

Später, am 6/17 Januar commandirte Peter noch auf der Newa bei der Jordansfeier. Bald nachher erkrankte er ernstlich. Am 19/30 verschlimmerte sich sein Zustand, so daß man den Beichtvater zu ihm rief, der ihn nicht mehr verließ. Am 1. Februar wurde in den Kirchen für den Czar gebetet und ein besondrer Gottesdienst angeordnet, bei dem die Czarin und alle Großen in Trauer erschienen. Am 6. erging der Befehl, daß „zum Heil des Monarchen" die bis zu fünfjähriger Festungsstrafe Verurtheilten sogleich, schwerer Bestrafte, mit Ausnahme von Majestätsverbrechern und Mördern, nach überstandener fünfjähriger Strafzeit freigelassen werden sollten.

Am 8. Februar früh gegen 6 Uhr starb Peter der Große; von seiner Familie hatte er Abschied genommen und Katharina ihn wie immer treulich gepflegt und war nach seinem Tode tief betrübt. Der Archiemandrit war bei seinem Sterben.

Bassewitz zog mit Gewalt die Kaiserin von der Leiche und sagte: „Hier sind Ew. Majestät nicht mehr nöthig und dort kann man ohne sie zu keinem Schlusse kommen. Nicht damit Sie in Thränen vergehen, sondern damit Sie herrschen sollten, setzte Ihr Held Ihnen die Krone auf! Zeigen Sie sich seiner würdig, auch wo er sie nicht mehr unterstützt!"

„Das soll Er!" rief Katharina „das sollen Sie

und die ganze Welt sehen!" und begab sich in das Kabinet, in die Versammlung der Minister und Großwürdenträger des Reichs. Sie sprach von den Rechten, welche ihr ihre Krönung und Salbung gäben und von den Uebeln einer Minderjährigkeitsregierung und erklärte, daß den Großfürsten Peter nach ihrem Tode der Nachlaß gesichert werden solle. — Diejenigen, welche schwankend waren, suchte man durch Versprechungen und Geschenke zu gewinnen und man trennte sich so ziemlich geeinigt, nur Menczikoff, Bassewitz und der Kabinetssekretair Makuroff blieben noch eine Stunde mit der Kaiserin zusammen, die geeigneten Maßregeln zu besprechen. Denn mehrere Parteien waren gegen Katharina, besonders die Altrussen, die sie haßten, wie sie Peter gehaßt und die Adelspartei, welche ihr ihre Herkunft nicht vergeben konnte.

Diese appositionellen Magnaten waren inzwischen bei dem Fürsten Dimitri Golyzin versammelt und eilten auf die Nachricht vom Tode des Czaren in den Palast. Im Vorzimmer fanden sie Bassewitz, welcher zu Jaguschinsky, dem Günstling Peters und Verläumder Katharinens, sagte: „Die Kaiserin ist Herrin des Schatzes, der Festung, der Garden, der Synode; viele Magnaten stehen zu ihr und selbst in dieser Versammlung hat sie mehr Freunde als Sie denken. Sagen Sie den Anwesenden, daß sie sich danach richten, wenn ihnen ihr Leben lieb ist."

Bald nachher sah Bassewitz zum Fenster hinaus — auf dies Zeichen rührten die beiden Gardecorps ihre

Trommeln und besetzten das Schloß. Als Repnin wüthend fragte, wer ohne sein Vorwissen diesen Befehl ertheilt? erklärte Butulin, es geschehe auf Befehl der Kaiserin, der jeder Patriot Gehorsam schulde. Jetzt trat Menczikoff unter die betroffene Versammlung, gleich darauf die Kaiserin, begleitet vom Herzoge von Holstein, und sprach:

„Trotz meines Kummers komme ich doch die gerechten Besorgnisse, die Ihr gewiß hegt, zu zerstreuen und Euch zu sagen, daß ich in Befolgung des Willens meines mir ewig theuren Gemahls, der seinen Thron mit mir theilte, meine noch übrigen Tage den schweren Sorgen der Regierung widmen will. Wird der Großfürst meinen Unterweisungen Gehör geben, so habe ich vielleicht in meinem betrübten Wittwenstande den Trost, Euch einen Kaiser zu bilden, der des Blutes und Namens des soeben für Euch Verlornen würdig ist."

Menczikoff erwiderte als erster Senator und Magnat im Namen Aller: eine Erklärung von solcher Bedeutung für die Ruhe und das Wohl des Reichs erfordere reifliche Erwägung. Die Kaiserin möge daher gestatten, daß sie einen freien nnd patriotischen Rath pflögen, damit nichts was in dieser Sache geschehe, vor der Nation und der Nachwelt einen Vorwurf verdiene. Katharina stimmte bei: sie handele in dieser Sache mehr aus Rücksicht auf das allgemeine Beste als ihres eignen Vortheils halber, überlasse demnach Alles, was sie angehe, dem erlauchtesten Urtheile

der Versammlung, und erlaube ihnen nicht nur, sich zu berathen, sondern befehle ihnen, Alles reiflich zu erwägen; sie werde ihrem Ausspruch gemäß verfahren.

Als die Kaiserin die Versammlung verlassen hatte, fragte Menczikoff zuerst nach einem Testament des Czaren und Mukaroff erklärte: Der Kaiser hätte kurz vor seiner Reise nach Moskau 1724 ein verschiedene Jahre vorher gemachtes Testament vernichtet, später bisweilen davon geredet ein anderes aufsetzen zu wollen, diesen Vorsatz aber nicht ausgeführt, indem er durch die oft von ihm geäußerte Betrachtung davon abgehalten wäre, daß, wenn ein Volk, welches er aus der Barbarei hervorgezogen und mächtig und berühmt gemacht, undankbar sein könnte, er seinen letzten Willen keiner Beschimpfung aussetzen wolle. Fühle dieses Volk aber, was es ihm zu verdanken hätte, so werde es sich seinen Ideen gemäß verhalten, die er mit größerer Feierlichkeit an den Tag gelegt, als man einer schriftlichen Ordnung zu geben im Stande sei.

Erzbischof Theophanes bestätigte, daß damit Katharinas Krönung gemeint sei und daß ihm der Czar damals selbst so deren Zweck enthüllt nnd fragte den Kanzler und mehre Anwesende: ob dem nicht so sei? Als sie dies bejahten rief Meczikoff:

„Dann, meine Herren frage ich weiter nach keinem Testament, Ihr Zeugniß wiegt das Gleiche! Wollte unser großer Kaiser, daß man sich in Betreff seines letzten Willens auf den Bericht seiner vornehmensten erlauchtesten Diener verlassen sollte, so würde man

sich eben so gegen Ihre Redlichkeit, als gegen seine höchste Gewalt vergehen, wenn man diesem Berichte keinen Glauben schenken wollte. Ich traue Ihnen also! — Es lebe unsere vortreffliche Monarchin, die Kaiserin Katharina."

Alle stimmten in diesen Ruf ein und Menczikoff begab sich an ihrer Spitze zur Czarin und sprach zu ihr: „Wir erkennen Dich als unsere allergnädigste Kaiserin und Beherrscherin und weihen Dir unser Gut und unser Leben." Es war der ehemalige Herr einer willkürlich umhergeworfenen Leibeigenen, die jetzt als Kaiserin und Gebieterin vor ihm stand, der dies sprach! Sie erwiderte: Sie wolle nur die Mutter des Vaterlandes sein. Alle küßten ihr darauf die Hand und sie zeigte sich am offenen Fenster, wobei die Magnaten riefen: Es lebe die Kaiserin Katharina! Unten wiederholten die Garden diesen Ruf; ihn noch zu verstärken ward Geld auf die Straße geworfen. Hierauf ward ein Manifest erlassen und ein Huldigungseid geleistet, welcher der Kaiserin zugleich das Recht zusprach, ihren Nachfolger zu bezeichnen.

Katharina bewährte sich auch als Kaiserin. Sie verfolgte und verurtheilte nicht Diejenigen, welche sich ihrer Thronbesteigung hatten widersetzen wollen — während Andere, wenn sie zur Macht gelangen, in der Regel nichts Eiligeres zu thun haben, als sich an ihren Widersachern zu rächen, vergab sie ihnen, ignorirte sie oder suchte sie durch ihre Milde und ihr ganzes Verfahren zu gewinnen. Sie ließ die Galgen

und Räder niederreißen — was freilich Viele mißbilligten, die darin eine Gefahr für Gerechtigkeit und Moral sahen, gerade wie jetzt die Freunde der Todesstrafe in der Abschaffung derselben. Sie erlaubte den Verwandten der Hingerichteten, die Körper abzunehmen und ehrlich zu begraben, rief viele Exilirte aus Sibirien zurück, befahl, den Soldaten in den Provinzen, welche seit zwei Jahren keine Löhnung erhalten hatten, die Rückstände zu bezahlen und ließ das Kopfgeld um 5 Kopeken verringern, später noch dadurch herabsetzen, daß es nicht mehr vom 5—60. Jahre, sondern nur vom 12—55. Jahre zu entrichten war.

Im Juni ward die Vermählung des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp mit Katharinens ältester Tochter der Großfürstin Anna mit großer Pracht vollzogen. Indeß war der Herzog etwas hochfahrend und scheint es seiner Gemahlin zuweilen fühlen gelassen zu haben, daß ihre Mutter keine geborne Fürstin war. Um so mehr Ehre macht es Katharina, daß sie selbst auf der Höhe ihrer Macht ihr Herkommen nicht verleugnete, noch sich schämte eine Tochter des Volks zu sein. Ihr kaiserlicher Gemahl hatte allerdings diese Erinnerung zu vermeiden gesucht, aber es ist auch von ihm niemals der Versuch gemacht worden, Katharina für eine Tochter höherer Abkunft auszugeben, wiewohl es damals in ähnlichen Verhältnissen sehr üblich war, irgend wie adliche Eltern unterzuschieben und selbst ein von ihnen abstammendes uneheliches Kind höher zu halten als das einer Proletarierfamilie — spukte doch

diese Sucht auch durch unsere ganze deutsche Roman- und Theaterliteratur und hat man selbst auch in ihr kaum noch seit ein paar Decennien aufgehört, sich nicht mehr vor den adlichen Stammbäumen zu beugen, während man sonst nicht nur im Sinne der ritterlichen Vorzeit, sondern im Sinne zeitgenössischer Leser dem Mädchen aus dem Volke einen vornehmen Vater geben mußte, und wenn es auch der schändlichste Wüstling und das Kind die Frucht eines Verbrechens war — es galt doch allein dann der Liebe eines Ritters oder Fürsten für würdiger, als wenn es von armen Eltern abstammte. Diese Versündigung am Volke ward also nicht nur begangen von Fürsten und Aristokraten selbst, sondern auch von deutschen Autoren, die selbst vom Volke stammten und ward ruhig hingenommen von dem Theater- und Leihbibliothekenpublikum, auch wenn es selbst aus Handwerkern, Bauern, Proletariern bestand.

Kurz vor der Krönung Katharinens 1724 hatte ein Gesandter des Königs von Polen in einer kurländischen Schenke Streit zwischen betrunkenen Stallknechten angehört, wovon der Eine dem Andern sagte: Er habe mächtige Verwandte, die, wenn er nur reden wollte, ihn in eine ganz andere Lage bringen würden. Dieser Knecht sah der Kaiserin ähnlich und der Gesandte theilte dies einem russischen Hofmann mit, der es bis vor die Ohren des Kaisers brachte. Peter befahl darauf dem Fürsten Repnin, diesen Menschen aufzusuchen und ihn verhaftet nach Petersburg zu bringen. Hier wurden weitere Erörterungen über ihn angestellt, die es bestä-

tigten, daß er Skawronsky hieß und ein Bruder Katharinas sei, von der er in der Kindheit getrennt worden. Der Kaiser stellte ihn Katharinen vor, die ihn als Schwester umarmte und der Gnade ihres Gemahls empfahl. Peter machte ihn zum Grafen Skawronsky, der dann der Ahnherr eines reichen und blühenden Geschlechts ward.

Als Katharina nun als Kaiserin freie Hand hatte, ließ sie auch Erkundigungen nach ihren andern Geschwistern einziehen. Sie sandten einen Offizier nach Riga in dieser Angelegenheit an Fürst Repnin. Nach mehreren Erkundigungsreisen ward ausgemittelt, daß die Schwester Anna mit einem Leibeigenen Jesimowsky verheirathet sei und diese Familie der verwittweten Starostin Rastowsky gehöre. Der Abgesandte Katharinens gab sich für einen sächsischen Offizier aus, führte sich bei der Starostin ein und sprach auch mit Jesimowski und seiner Frau. Indeß gelang es erst dem Offizier nach vielen Schwierigkeiten und großen Geldzahlungen, das Paar zu erhalten und die ganze Familie Ende October nach Riga zu bringen; von dort ward sie im November durch einen Major nach Petersburg abgeholt, von Katharina freundlich empfangen und in eine glückliche Lebenslage versetzt. Um dieselbe Zeit ließ sie auch ihre andere Schwester Christiane mit ihrem Manne Hendoikoff aus Großlitthauen abholen, wo sie ebenfalls Leibeigne waren. Hendoikoff ward Graf. Auch dem Pfarrer Glück hatte Katharina gleich damals, als sie mit dem Kaiser ging, in Moskau eine

gute Stellung verschafft und als er starb, gab sie seiner Wittwe und deren Kinder ansehnliche Pensionen. Auch für dessen Hauslehrer Wurmb sorgte sie, als er sich an sie wandte durch eine lebenslängliche Pension. So hat sie niemals ihre Angehörigen wie die Zeugen ihres niedern Standes verleugnet.

Der Czarowitsch Alexei war bekanntlich (siehe „Privatgeschichten der Weltgeschichte“ II. Band, Prinzessin Charlotte von Blankenburg) unter mystischen Umständen gestorben und so traten jetzt zwei Pseudo-Alexeis auf als Kronprätendenten. Ein Soldat von der preobraczenskoischen Garde, Alexander Semikoff, der Sohn eines Küsters aus dem sibirischen Flecken Poguralski in Potschar und in Astrakan ein Troßknecht aus dem astrakanischen Garderegiment, Efetefig Arlemis, der Sohn eines sibirischen Bauern. Nur der letztere fand einigen Anhang, doch kam es nicht zum Aufstande, beide wurden gefangen genommen, vom Senat verurtheilt und am 22. November 1725 in Petersburg enthauptet.

Die von Peter I. gestiftete Akademie der Wissenschaften eröffnete die Kaiserin in Person und in Gegenwart aller Großen des Reichs am 7. Januar 1726 in Petersburg.

Als England 1726 seine Flotte in die Ostsee schickte und ihr dies anzeigen ließ, damit die russische nicht auslaufen könne, schrieb die Kaiserin dem König von Großbrittanien und Hannover. „Es befremde sie nicht wenig, daß sie das Schreiben des Königs nicht

eher erhalten habe, als wie die Flotte desselben schon vor Reval Anker geworfen; der König hätte sich die Kosten ersparen können, sie suche eben so sehr wie er die Ruhe im Norden, bei der sie im höheren Grade interessirt sei, zu erhalten, und könne nicht glauben, daß es seinem Ministerium mit der betriebenen Allianz zwischen Rußland und Großbrittanien Ernst gewesen sei. Der König könne übrigens über seine Flotte nach Gutdünken verfügen, aber auch sie werde sich keine Gesetze vorschreiben, noch sich abhalten lassen, ihre Flotte in See zu schicken, wenn sie es für gut finde." So durfte die einstige Leibeigene mit dem stolzesten Könige der stolzesten Nation sprechen! Katharina ließ übrigens dem englischen Admiral und seinen Leuten alle äußern Artigkeiten erweisen, ihnen gegen Bezahlung alle erforderlichen Lebensmittel verabreichen, sie ungenirt in Reval umhergehen, als ob sie Rußland zu Hülfe geschickt wären, kurz gab ihnen keinerlei Vorwand, zu irgend einer Gewalt zu schreiten. Zugleich machte sie am 2. Juli bekannt: obgleich der König von Großbrittanien eine Flotte nahe vor Reval geschickt habe, von der man vernehmen müsse, daß sie die Ruhe im Norden zu stören bestimmt sei, ungeachtet von Seiten der Kaiserin hierzu kein Anlaß gegeben worden, wolle sie solches doch der brittischen Nation nicht entgelten lassen, sondern ihr allen freien Handel und alle Sicherheit, sowohl für ihre Personen als für ihre Waaren zusichern.

In Folge dieser klugen Mäßigung kam es denn auch zu keinem Kriege.

Die Gesundheit der Kaiserin war schon seit dem Sommer 1726 eine schwankende. Auch sie hatte die Sitte ihres Gemahls und der Russen überhaupt angenommen: täglich geistige Getränke zu genießen. Sie trank starken Brandwein und Ungarwein, worin sie auch von ihrem Regierungsbeistand Menczikoff bestärkt ward, der mit ihr trank, während sie Rath zusammen hielten. Sie schonte sich auch sonst nicht und ging gern zu jeder Jahreszeit des Nachts im Mondschein spazieren.

Im Frühling 1727 ward sie kränker, machte ihr Testament, empfing am 16. Mai das heilige Abendmahl außerhalb ihres Bettes und starb am 17. Mai 1727.

Bassewitz und Menczikoff hatten das Testament in Gegenwart der Kaiserin und des kaiserlichen Gesandten Graf Ratubin aufgesetzt und Prinzessin Elisabeth hatte es, wie alle Erlasse der Kaiserin, die bekanntlich nicht schreiben konnte, unterzeichnet.

Peter, der Sohn des Czarewitsch Alexei ward dadurch zum Thronfolger bestimmt, bis zum Alter von 16 Jahren sollte er als minderjährig betrachtet werden und ein Conseil unter dem Vorsitze der Tochter Katharinas, der Herzogin von Holstein und der Prinzessin Elisabeth die Geschäfte führen. Da diese ihr Erbrecht an den Großfürsten überlassen hatten, so sollte einer Jeden außer dem Brautschatz von 300,000 Rubeln 1 Million Rubel nach und nach während der Regentschaft ausgezahlt werden. Alle Juwelen und Privat=

möbels der Kaiserin sollten unter ihre Töchter vertheilt werden. Die Administration solle sich bemühen, eine Vermählung des Kaisers mit einer Tochter des Fürsten Menczikoff zu Stande zu bringen.

So ward der Großfürst Peter, als Kaiser Peter II. ausgerufen und ihm in üblicher Weise gehuldigt. In der nächsten Zeit hatte Menczikoff die Macht der Regierung in den Händen.

Maria Therese Rodet de Geoffroi und ihre Tochter.

1699—1791.

Zur Zeit Ludwig XV. gehörte zu den besuchtesten und mit der auserwähltesten Gesellschaft gefüllten Salons der der Madame de Geoffroi.

Dieselbe war die Tochter eines Kammerdieners vom Hofe, Rodet, und am 2. Juni 1699 geboren. Eben erst funfzehn Jahre alt, erregte sie das Wohlgefallen eines reichen Spiegelfabrikanten Geoffroi und ihr Vater war glücklich, daß seine Tochter eine so gute Partie machen sollte und das junge schöne Mädchen ward nicht erst gefragt, ob sie den alten, häßlichen und ganz ungebildeten Mann gern heirathen wolle oder nicht und sie hätte wohl auch selbst nicht gewußt, ob sie es nicht als ein Glück betrachten solle, nun in eine Lage zu kommen, in der sie alle Vortheile des Reichthums und der höheren Stände — denn ihr Mann ließ sich adeln — genießen konnte.

Diese Ehe war auch nicht unglücklich, Maria

Therese konnte allen ihren Neigungen folgen, die sie für höhere Bildung besaß und auch die Geburt einer Tochter gab ihr ein neues Glück. Wenige Jahre darauf starb Geoffroi und die junge, reiche und schöne Wittwe richtete sich nun vollends ihr Leben ganz nach ihrem Geschmack ein.

Sie empfing in ihrem Salon gern alle geistreichen Leute von Paris, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, unter ihnen die Encyklopädisten, deren Ideen sie so ergeben war, daß sie selbst die Herausgabe des berühmten Werkes, das den Philosophen den Namen gab, mit 100,000 Franks unterstützte. Es war dies eben auch damals eine Modesache und Madame de Geoffroi war viel zu leichtlebig, im besseren Sinne des Wortes, viel zu sehr nur mit den Angelegenheiten der Gegenwart beschäftigt, um auch nur im Entferntesten ahnen zu können, welcher Zündstoff in diesem Werke ruhte. D'Alembert, Mallet, Toussaint, Daubonton u. A. gingen bei ihr aus und ein. Es war ein geistreicher, immer anregender Umgang und Madame de Geoffroi sah gern alle Größen um sich versammelt und es gereicht ihrem Charakter zur besondern Ehre, daß sie weder durch diesen Umgang mit den Vertretern so frivoler Principien, noch überhaupt durch eine Zeit, in welcher der König selbst — man denke nur an den Hirschpark! — und alle Großen das Beispiel der ausgesuchtesten Liederlichkeit gaben, wo die öffentliche Verspottung aller sittlichen und bürgerlichen Gesetze, diese tolle Verschwendung auf der einen und dieser, mensch-

liche Kräfte übersteigende Druck auf der andern Seite — selbst mit angesteckt ward, sondern immer einen fleckenlosen Lebenswandel und Ruf bewahrte. Es ging ihr eben wie so Vielen, die in dieser bedenklichen Atmosphäre lebten: sie spielte eben harmlos mit dem Feuer, ohne daß sie es verbrannte, oder auch nur versengte. Für die allgemeinen Zustände freilich kam es anders. Indem man das Empfindungsvermögen als das bildende Princip betrachtete und den Menschen nur für ein feiner organisirtes Thier ansah, indem man als den Grund seiner Handlungen den Egoismus und als das Ziel derselben den Sinnengenuß annahm und durch diesen Materialismus dem Leben allen moralischen Halt raubte, indem man endlich die Ansichten von der Freiheit und Gleichheit in einer ganz unnennbaren Ausdehnung aufstellte und ihnen eine ganz unmoralische cynische Deutung gab, ließ es sich wohl voraussehen, daß die Bande der Gesellschaft über kurz oder lang zerfallen mußten — aber jene gute und elegante Gesellschaft von Paris, die den Dienst dieser Philosophie und ihrer Consequenzen nur als ein Privilegium der höheren Stände in Anspruch nahm, sie ahnte am Wenigsten etwas von der daherschreitenden Nemesis der Geschichte, die nur zu bald aus diesen Spielen mit dem Feuer einen Weltbrand entfachte.

Frau von Geoffroi blickte hell in das Leben und es sind uns aus ihren Briefen, die sie, wie damals auch Mode, zahlreich schrieb, mehre interessante Stellen aufbewahrt, die das bezeugen. So schrieb sie z. B.

über die speciellen Zustände:

„Wenn ich die Ungleichheit der Vermögen, das Uebermaß des Reichthums und des Elends, wie sie über das Menschengeschlecht verbreitet, bedenke, so glaube ich, eine Menge kleiner Kinder zu sehen, die im Winter auf der Diele eines Zimmers liegen und nur eine einzige Decke haben, die zu kurz und zu schmal ist, um sie alle zu bedecken. Jedes bemüht sich, die Decke um sich zu ziehen und entblößt bald eine Schulter, bald ein Bein seines Nachbars; aber die, welche in der Mitte liegen, ziehen, wenn sie auch vor Hitze ersticken wollen, in jedem Sinne so stark, daß eine Menge der armen Kleinen, die am Rande der Decke liegen, nackend bleiben und vor Kälte umkommen.“

Besser ist kaum „der Kampf aller gegen Alle“ der in der modernen Gesellschaft waltet, geschildert worden.

Sehr passend verglich sie ferner die gute Gesellschaft von Paris mit einer Menge in einer Börse verschlossener Münzen, die durch langes Reiben aneinander ihr besonderes Gepräge verloren hätten und nun eine wie die andere aussähen. Einer ihrer Lieblingssprüche, den sie sogar auf ihr Silbergeschirr hatte eingraviren lassen, war: „Man darf auf dem Wege der Freundschaft das Gras nicht wachsen lassen;“ ein anderer „Die Sparsamkeit ist die Muttter der Unabhängigkeit und der Freigebigkeit.“

Man sieht schon aus diesen Aphorismen, daß sie gute Grundsätze hatte, was aber mehr werth ist, sie

befolgte auch dieselben. Sie handelte überlegt und methodisch und zwar nicht nur in ihrem eigenen Interesse, sondern auch in dem Anderer. So hatte sie z. B. des Nachmittags bestimmte Stunden festgesetzt, wo sie bestimmte zu einander passende Personen bei sich empfing, namentlich solche, die etwas Wichtiges zusammen zu besprechen hatten, oder zwischen denen sie irgend eine Geschäftsverbindung zu Stande bringen wollte. Dergleichen verstand sie denn auf eine höchst liebenswürdige Art bei sich einzuleiten und abzumachen. Alles an ihr war überhaupt gewandt und überlegt, praktisch und einfach. Sie besaß den feinsten, weiblichen Takt, aber dabei eine gewisse, bürgerliche Natürlichkeit und Gewandtheit, die sie besonders beliebt machte und ihr Vertrauen erwarb, schon um der Seltenheit willen, die in einem solchen Betragen lag. Ihre Rechtschaffenheit und Großmuth inmitten einer so verderbten Atmosphäre sind doppelt zu schätzen.

Aber ihre Bekanntschaften beschränkten sich nicht nur auf die Pariser Schön- und Freigeister, sie reichten bis zu den höchsten Thronen — zwei Kaiserinnen, Maria Theresia von Oestreich und Katharina II. von Rußland zählten mit darunter. Besonders war es die letztere, mit welcher sie sich in der freundlichsten Verbindung befand, dieselbe war durch die Mutter der Kaiserin, die Fürstin von Anhalt-Zerbst, entstanden, welcher die Geoffroi verschiedene Gefälligkeiten erwiesen hatte, so wie auch dem Grafen Bezkoy, den die Kaiserin sehr werth hielt und selbst Sta-

nislaus Poniatowsky, der ihr seine Thronbesteigung mit den Worten bekannt machte: Maman, votre fils est roi!" So stand sie mit Katharina II. im lebhaften Briefwechsel und schon im hohen Alter 1766 reiste sie auf die dringende Einladung des Königs von Polen nach Warschau. Ein Brief, den sie auf dieser Reise schrieb und von Wien an den Generaleinnehmer Bautin zu Paris sandte: möge hier folgen:

Wien, den 12. Juni 1766.

Mein lieber kleiner Freund!

Ich denke, Sie werden von Ihren Reisen zurück sein, werden es wenigstens sein, wenn dieser Brief nach Paris kommen wird. Ich bin überzeugt, daß Sie es gern sehen werden, Nachricht von mir darin zu finden. Ich bin Sonnabend Abend (den 4. Juni) in vollkommener Gesundheit zu Wien angekommen. Ich hatte während der ganzen Reise jene rosenfarbene Laune, die ich während der von Housset hatte, obwohl ich weder aus dem kleinen Becher getrunken, noch das Liedchen getrillert habe. Ich habe mich während der Reise nicht einen Augenblick gelangweilt; ich hatte keine Gesellschaft als meine beiden Frauen, die ich gebeten hatte, ganz ungenirt mit einander zu plaudern; sie haben öfters Sachen gesagt, die mich unterhielten. Ich hatte Bücher mitgenommen, habe aber keines aufgemacht, als das deutsche Postbuch und jene hübsche Karte, die mich so ungerechter- und so lächerlicherweise in Zorn gejagt hatte. Zu Durlach, wo ich einen Freund hatte, machte ich eine

Ruhepause. Ich bin von dem Markgrafen und der Markgräfin so aufgenommen worden, daß uns beim Abschiede die Augen übergingen. Ich war dort so zu Hause, als wenn ich daheim gewesen wäre, und habe versprechen müssen, wiederzukommen. Der Fürst und die Fürstin besitzen Geist und Geschmack für die Künste, doch ist das alles nicht erleuchtet, nicht geleitet. Der kleine Hof ist prächtig und nach französischer Weise eingerichtet. Dies mein erster Erfolg, worüber mein kleiner Freund sich aufblasen wird; aber alles, was ich ihm noch erzählen werde, ist noch schlimmer. Ich muß Ihnen sagen, daß meine Reise zu Wien zwanzigmal mehr Lärm verursacht hat, als zu Paris. Schon vor 14 Tagen hat der Fürst von Kaunitz die Post angewiesen, ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen.

Ich kann Ihnen mit der größten Aufrichtigkeit, meines Herzens versichern, daß ich darauf rechnete drei bis vier Tage in Wien in meinem Gasthofe zu verbringen, um einige Personen zu sehen, von denen ich gewiß wußte, daß es ihnen Freude machen würde, mich zu sehen, und wieder abzureisen, ohne etwas gesehen zu haben. Es kam aber ganz anders. Vom ersten Morgen nach meiner Ankunft an, war mein Zimmer kaum geöffnet, als es auch schon voll Kammerdiener und Pagen war, die mir Grüße bringen, sich nach mir erkundigen und mich zu Tische bitten sollten, und um 11 Uhr kamen die Gesandten sämmtlicher Höfe und alle die großen Herren,

die ich seit vielen Jahren bei mir empfangen habe und daran mich nicht mehr erinnerte, mich unter Aeußerungen der Dankbarkeit und der Ergebenheit, die mich in Verlegenheit setzten, zu besuchen.

Die Fürstin Kinski, eine andere als die zu Paris, die charmanteste Person, die man sich denken kann, kam zu mir und hat sich meiner so bemächtigt, daß wir uns keinen Augenblick verlassen. Der Fürst Galitzin ist die erste bedeutende Persönlichkeit, die ich gesehen habe; er kam noch am Abend meiner Ankunft zu mir. Er bat mich zu dem nächsten Tag zum Diner, wollte mich ganz mit zu sich nehmen, und da ich nicht alle seine Anerbieten annehmen wollte, so gab er mir alles, was mir in einem Gasthofe mangelte. Er hat mir alle Morgen Milchkaffe geschickt, seine Equipage steht mir zu Diensten, kurz, er überschüttet und erdrückt mich mit seinen Aufmerksamkeiten. Wenn ich nicht bei ihm speise, so ladet man ihn dahin ein, wo ich speise; kurz wir sind stets beisammen. Er ist ein anbetungswürdiger Mensch. Ich bitte Sie, es dem Fürsten Galitzin, Ihrem Nachbar zu sagen, indem Sie ihm gefälligst zugleich tausend zärtliche Grüße von mir erstatten.

„Der Fürst Kaunitz, der nicht blos hier der erste Minister, sondern auch der erste Minister aller ersten Minister Europas ist, besitzt eine unumschränkte Gewalt und repräsentirt sie mit einer Würde und einer Pracht, die man sich kaum vorstellen kann. Er

hat einen Garten ganz nahe bei Wien, wohin man täglich zum Diner geht; man findet dort die bestmöglichste Mahlzeit, mit reizender Eleganz servirt; er hat eine verwittwete Schwester, die die Honneurs bei ihm mit einer Feinheit und Aufmerksamkeit macht, welche alle Welt bezaubern. Nach dem Diner, gegen 5—6 Uhr, kehrt der Fürst zu seinen Geschäften nach der Stadt zurück. Die Gesellschaft ihrerseits nimmt jedes vor, wozu es Lust hat, und des Abends trifft man sich wieder in der Stadt in den Gemächern des Fürsten in dem kaiserlichen Palast. Diese Gemächer sind prächtig, gut erleuchtet, von dem Hofe und der Stadt erfüllt, und man ist dort ganz wie zu Hause. Man gruppirt sich, man läßt sich einen Tisch anweisen, an den man sich setzt, ohne zu spielen, und man plaudert bis 11 Uhr. Man soupirt nicht; in der ganzen Stadt werden (des Abends) nur Erfrischungen herum gegeben. Ich bringe alle meine Abende daselbst zu, und ich genieße die Auszeichnung, worüber mich alle Welt sehr beglückwünscht, daß der Fürst von Kaunitz an meiner Seite sitzt und mit vieler Vertraulichkeit mit mir spricht. Dabei erfolgen unaufhörliche Vorstellungen bei mir, wobei man mir von meinem großen Rufe und meinem großen Verdienste vorredet. Ihr andern, die ihr Euch den ganzen Tag über mich lustig macht, Ihr würdet sehr in Verlegenheit kommen, wenn Ihr sähet, wie viel man hier aus mir macht!

„Den Tag nach meiner Ankunft haben mich die

Fürstin Kinski und der Fürst Glitzin auf einer öffentlichen Promenade spazieren geführt; die den Elysseischen Feldern gleichkommt. Der Kaiser war mit einer der Erzherzoginnen in einer Kutsche da; er begegnete mir und ich sah ihn, soviel ich im Vorüberfahren konnte; er sah mich an und machte der Fürstin Kinski Zeichen; dreißig Schritt weiter hielt der Wagen und man rief: „Der Kaiser kommt zurück.“ Ich setzte mich in den Wagen vor, um ihn besser zu sehen; seine Kutsche hielt an, er stieg aus, kam an den Wagenschlag und sagte mir: da er die Nacht abreise, um ein Lager zu besuchen, so sei er sehr beeilt, mich kennen zu lernen; der König von Polen sei sehr glücklich, eine Freundin wie mich zu haben. Ich war in Verwirrung und bin niemals so einfältig gewesen, endlich sagte ich ihm: „Wie ist es möglich, daß Ew. kaiserliche Majestät wissen, daß ich in der Welt bin.“ Er sagte mir: er kenne mich sehr wohl, und wisse alles, was ich verlassen hätte, wie ich mein Haus verlassen. Kurz er sprach, als hätte er an unsern kleinen Mittwochabenden theilgenommen. Ich wollte mich auf den Boden der Kutsche werfen, um niederzuknieen, aber er verhinderte mich mit unendlicher Anmuth. Gestern sah ich die regierende Kaiserin-Wittwe und die ganze königliche Familie in Schönbrunn. Die Kaiserin sprach mit mir mit nicht zu beschreibender Güte und Anmuth; sie hat mir die sämmtlichen Erzherzoginnen, eine nach der andern genannt und die jungen Erzherzoge. Diese

Familie ist das Schönste, das man sich denken kann. Da ist die Tochter des Kaisers, Urenkelin des Königs von Frankreich; sie ist 12 Jahre alt, sie ist schön wie ein Engel. Die Kaiserin hat mir empfohlen nach Frankreich zu schreiben, daß ich diese Kleine gesehen hätte, und daß ich sie schön fände. Indem ich die Kaiserin verließ, gab sie mir die Hand zum Kuß, und da ich sie um die Erlaubniß gebeten hatte, ihr bei meiner Rückkehr meine ehrfurchtsvollen Huldigungen darzubringen, so sagte sie: „Ich würde eifersüchtig werden, wenn Sie auf einem andern Wege heimreisten.“

„Kurz ich glaube zu schwärmen. Ich bin hier mehr, als ich in der Straße St.-Honoré bin und in der schmeichelhaftesten Weise von der Welt, und meine Reise macht hier seit 14 Tagen ein unglaubliches Aufsehen. So haben Sie ziemlich viel, mein theurer kleiner Freund; aber ich habe geglaubt, daß ich dieses Detail Ihrer Freundschaft schuldig wäre. Zu Warschau werde ich Ihnen wieder schreiben. Leben Sie wohl bis dahin. Ich liebe Sie, und umarme Sie mein theurer Kleiner, von ganzen Herzen, und wahrhaftig, das ist völlig wahr. Ich sagte gestern Abend zu dem Fürsten Kaunitz: „Mein Fürst, die Königin von Trebisonde könnte nicht besser aufgenommen werden als ich;“ er antwortete mir: Niemand kann hier mit mehr Achtung nnd Rücksicht betrachtet werden als Sie; Sie werden mehr geachtet, als Sie sich jemals vorstellen können.“ Es ist

ganz gewiß, daß ich mir es niemals vorgestellt habe, und daß ich mir es jetzt noch nicht vorstellen kann. Wahrlich, wahrlich, ich vergaß Ihnen von dem Manne zu sagen, den mir der König von Polen geschickt hat, um mich zu ihm zu führen. Es ist ein Edelmann, der den Titel Kapitain führt. Er spricht alle Sprachen, er ist sehr verständig, er hat Möbel mit, um die Gasthöfe zu möbliren, wo ich zu Nacht bleiben werde, Silbergeschirr, Küchenpersonal, Lebensmittel, und überhaupt alles, was man sich nur denken kann, um meine Reise sehr bequem zu machen.

„Und doch, mein theurer Freund, trotz meiner Erfolge, meines Ruhms und aller Ehre, die man mir erweist, fühle ich, daß ich das Vergnügen, das es mir machen wird, Sie und alle meine Freunde wiederzusehen, viel höher schätzen werde als das alles, und daß ich Euch Alle, wenn es möglich ist, noch mehr lieben werde als zeither. Tausend Zärtlichkeiten an meine kleine Katze, an die Frau Vicomtesse, an Ihren Herrn Bruder und an Ihre Frau Schwägerin, und sagen Sie Herrn von Chauvelin, daß ich auf seine Freundschaft zähle, daß sie mich rührt und ich sehr dankbar dafür bin. Theilen Sie ihm meine Erfolge mit, damit es ihn nicht reut, mich zu lieben. Ebenso aufrichtige als geneigte Grüße an Herrn Abbé Chaupelin, dessen ich mich nur zu beloben habe. Kurz, mein lieber kleiner Freund, erhalten Sie mich im Andenken aller der Personen, die mich mit ihrer Freundschaft beehren. Noch hatte ich ver=

gessen Ihnen zu sagen, daß die Kaiserin mir den schönsten Teint von der Welt zusprach. Sie sehen, daß dies allgemein anerkannt wird. Schließlich: ich reise morgen ab."

Stanislaus II. August Poniatowski empfing sie mit aller seiner Liebenswürdigkeit. Er war eben erst ein halbes Jahr König und es gereichte ihm zum besondern Ruhme, daß er bei dieser Wendung seines Schicksales zu Glanz und Größe, auf dem Throne seine ältere Freundin nicht vergaß und ihr für das Wenige, was sie für ihn gethan auf die nobelste und zartsinnigste Weise zu danken suchte — während oft in auch nur annähernd ähnlichen Verhältnissen dergleichen Freundschaftsdienste, besonders von Personen erwiesen, die nur in bescheidenen Verhältnissen leben, gern vergessen werden, oder diesen selbst nur zur Ehre angerechnet, ohne weitern Dank und Lohn zu finden. Bekanntlich war Stanislaus Poniatowski als Gesandter Polens nach Petersburg gegangen, um die Königswahl auf den Prinzen Adam Czartoriski zu leiten. Hier ward er Günstling Katharinas II. — an die ihn eben Frau von Geoffroi auf das wärmste empfohlen — und die Kaiserin unterstützte dessen eigene Wahl zum König am 7. September 1764 auf das Kräftigste. Am 25. November desselben Jahres fand die feierliche Krönung statt — und hätten auch die Polen ganz freie Wahl gehabt, sie würden doch keinen edleren, gebildeteren und geistreicheren Fürsten gefunden haben, der, beseelt von reiner Liebe zu seinem Volke, durch weise

Gesetze und Anordnungen das Wohl seines Vaterlandes zu fördern suchte, aber leider nicht energisch genug war, den Eingriffen russischer Politik die Stirn zu bieten und nicht stark genug, den Feinden von Innen und Außen mit Ausdauer entgegen zu treten. Damals, als er seine alte Freundin zu sich einlud, befand er sich eben auf der Höhe seines Glückes und seiner Triumphe, nicht ahnend, daß er später wieder so weit heruntersteigen und selbst, ohne seine Schuld, die erste und zweite Theilung Polens erleben sollte, seines Vaterlandes, das er so sehr geliebt und das seine frühere Freundin Katharina II. ihm die Treue nicht so halten würde, wie er selbst sie nicht nur ihr, sondern, wie wir eben jetzt gesehen haben auch seiner ältern Freundin von Geoffroi hielt. Sie ward wie gesagt in Warschau mit Festen und Annehmlichkeiten überhäuft und genoß so noch im hohen Alter die schönsten Freuden ihres Lebens.

Frau von Geoffroi hatte ein ganz besonderes Privilegium erworben, Alles den höchsten Personen frei heraus zu sagen, was sie dachte. So tadelte sie auch unumwunden gegen die Kaiserin Katharina II. das Manifest über den Tod Peter III. und schilderte den üblen Eindruck, den dasselbe im Publikum hervorbringe, da alle Welt wisse, daß es nicht die Wahrheit enthalte. Katharina ward dadurch nicht beleidigt, sondern antwortete sehr harmlos: „Dieses Aktenstück ist nicht für die fremden Länder verfaßt, es ist für ein Volk gemacht, dem man sagen muß, was es glauben soll!“ —

1777 starb diese seltene Frau zu Paris, nachdem sie schon längere Zeit kränklich gewesen war. Noch in ihrem Testament bedachte sie die Herausgeber der Encyklopädie — ahnungslos über den Weltbrand zu dem auch sie mit mindestens ihren Fidibus geliefert hatte.

Frau von Geoffroi, in der Erinnerung daran, daß man ihr selbst einen alten häßlichen Gatten aufgenöthigt hatte, ohne sie zu fragen und daß sie mit ihm nicht unglücklich war, bereitete auch ihrer einzigen Tochter Marie dasselbe Schicksal. Sie nöthigte diese, selbst nur um seines großen Namens willen, Herrn de la Ferte Imbeault zu heirathen und das junge Mädchen willigte nur höchst widerstrebend ein. Sie war eine lebhafte Natur und der Gemahl eifersüchtig, die junge Frau litt unter seiner Tyrannei, aber nicht lange, denn er starb nach einigen Jahren; indeß hatte sie aber doch lange genug gelitten, um dadurch gegen ihre Mutter, die ihr dies unglückliche Loos bereitet hatte, erkältet zu sein und nun Alles daran zu setzen, sich die nun erhaltene Freiheit und Unabhängigkeit zu bemühen.

Sie war so schön, hörte aber schwer und kam auf einen eigenthümlichen Gedanken, diesen Fehler zu verbergen. Sie spielte die Rolle der muthwilligen Närrin, stellte sich einfältig ohne es zu sein und hatte auf diese Weise alle Leute zum Besten. Sie gründete darum auch eine diesem Charakter besonders entsprechende Gesellschaft: den Orden des Canturlus

Seine Hauptgesetze waren; keinen gemeinen Menschenschenverstand zu haben, Lieder zu dichten und geistreiche Albernheiten zu sagen. Er war in zwei Klassen getheilt, die Mitglieder der einen hießen die „Lampons" die der andern: „Canturlu." Sie selbst war die Königin des Ordens und vertheilte die Würde der Krone an ihre Günstlinge. Nicht blos die Pariser Gesellschaft gehörte zu den Canturlus sondern auch auswärtige Fürsten, wie der Großfürst Paul, nachher Kaiser von Rußland, Prinz Heinrich von Preußen, die Herzöge von Gotha und Weimar und selbst die beiden Brüder Ludwig XVI. hatten aufgenommen zu werden begehrt; indeß ließ es doch die Etikette von Versailles nicht zu.

Indeß sie so in Gesellschaft auf ausgelassene Weise scherzte, ergab sie sich in der Stille ihres Boudoirs oft den ernstesten Studien. So las sie mit besonderm Eifer Plutarch und Montaigne. Mit den Enciklopädisten und ihrem Anhang konnte sie sich nicht vertragen, vielleicht haßte sie dieselbe im Gegensatz zu ihrer Mutter, vielleicht mochten diese nichts von ihr wissen, weil sie mit Frau von Marson in Verbindung war, der Patriarchin der frömmelnden Partei. Abbe Charlons de Secondat, Baron de la Brede et de Montesquieu, der Präsident des Parlaments war, verschmähte es nicht, mit der damals noch jungen, lebenslustigen Frau zu verkehren. (Er starb am 10. Februar 1755.) Einer ihrer besondern Günstlinge war der Markis Maria Jean Autoin von Condorcet. Dieser, 1743 zu

Ribemont geboren, empfing seinen ersten Unterricht im Collegium von Navarra zu Paris, wo ihn sein Oheim der Erzbischof von Lisieux unterstützte Begeistert von dem Lobe, welches bei einer öffentlichen Prüfung d' Alambert und Clairout ihm ertheilten, beschloß er, sich mit dem größten Eifer den ernsten Wissenschaften zu widmen. Er war arm und ohne weiteren Besitz als sein mathematisches Wissen und Frau de la Fert=Imbeault, an die ihn sein Oheim, der Erzbischof, empfohlen hatte, unterstützte ihn in jeder Beziehung, so daß er seine berühmte Schrift über die Integral= und Differenzialrechnungen herausgegeben konnte. Frau de la Ferte nannte ihn danach nur ihren Integralen. Sie brachte ihn an den Hof und verschaffte ihm eine Pension. Aber als es ihm gelungen war, den Eintritt in die Akademie (1782) zu erhalten und eine hervorragende Stellung unter den Philosophen einzunehmen, kümmerte er sich nicht mehr um seine frühere Beschützerin. Der Marquis von Baut=Chartoain, der Herzog von Kiverra und Herr von Maurepas blieben jedoch ihre vertrautesten Freunde.

Durch ihr freundliches Verhältniß mit Frau von Marsan trat sie auch den Töchtern Ludwigs XV. nahe. Sie stand gut an ihrem Hofe und war mit den bedeutendsten Persönlichkeiten des Parlaments in engster Verbindung, dies Alles, verbunden mit der Gastlichkeit ihres Hauses und den Wohlthaten, wie Gefälligkeiten, welche sie so Vielen erwieß, überwogen den Schein der Lächerlichkeit, den sie selbst um sich zu verbreiten liebte.

Von alle den Literaten und Schöngeistern, welche das Haus ihrer Mutter besuchten, sah sie nur die Herren Grimm und von Burigny. Der Letztere, der mehr Beachtung fand, durch die große Einfachheit und Biederkeit des Charakters und seine seltenen Tugenden, als durch seine Schriften, war in seinem Alter von Frau von Geoffroi gepflegt worden, geehrt und erheitert aber ward er in dem Hause der Frau de la Ferte Imbeault in so rührender Weise, daß er erklärte, sich darin so wohl zu fühlen, als ob er ihr Vater sei!

Mit Maurepas veruneinigte sie sich, als er die neuen Minister stürzte, welche den Fortschritt wollten. Wie Ludwig XVI. auf den Thron stieg, hatte die Revolution in den Gemüthern schon begonnen, es fehlte nur noch das schriftliche Wort um sie auszusprechen. Hierzu gab es zwei Wege für den König; entweder er mußte die Nation versammeln, um die Urkunde zu verfassen, oder er mußte es selbst thun, worin er die Wünsche des Volkes erfüllte. Er griff zuerst zu letzterem Mittel, ging aber nachher wieder davon ab, weil es ihm, bei dem besten Willen für das Gute, doch an der, zu dessen Ausführung nöthigen Beharrlichkeit fehlte. Er berief Turgott und Malesferbis zum Ministerium, Männer, welche mit großen Talenten große Tugenden vereinigten. Turgot, welcher sich zu den Grundsätzen der Oeconomisten bekannte, und der sich durch die Weisheit und Volksthümlichkeit seiner Verwaltung bereits in einer Provinz ausgezeichnet hatte, nahm seinen Platz ein mit dem Wunsche,

die Umänderungen vorzunehmen, welche die öffentliche Meinung verlangte und deren Nothwendigkeit der König selbst fühlte. Turgot wollte die Frohndienste abschaffen, die letzten Spuren des Feudalwesens vertilgen, die Klöster aufheben, die Protestanten zurückberufen, Gewissensfreiheit gestatten, ein Civilgesetzbuch entwerfen — kurz, die Theorie in Ausübung bringen, welche die Oeconomisten, entwickelt hatten. Ein solcher Reformator mißfiel, natürlich den Privilegirten — Maurepas, der am Hofe grau geworden, verbündete diese mit dem neuerdings wieder hergestellten Parlamente, ein fürchterlicher Sturm brach gegen die patriotischen Minister los und der junge König opferte sie dem Geschrei eines verderbten Hofes auf, der sich über die Regelmäßigkeit seiner Sitten lustig machte und von Ersparnissen nichts hören wollte. Frau de la Ferte-Imbeault war humandenkend und feinfühlend genug, in den Triumph nicht mit einzustimmen, den die Hofpartei hierüber anstimmte, erst als Maurepas den Haupttheil der Verwaltung an den protestantischen Necker übertrug, war sie wieder zufrieden.

Als der amerikanische Unabhängigkeitskrieg ausbrach und Lafayette 1778 als der erste Freiwillige der Freiheit nach Amerika ging, hallte der von dorther tönende Ruf: „Hilfe gegen Unterdrückung!“ Gründung eines Freistaates! auch im Salon der Frau de la Ferte wieder — und der einstige Blumenorden wich dem Wehen der Freiheitsfahne.

Frau de la Ferte Imbeault begrüßte den Beginn der Revolution mit Entzücken — aber sie sah nur ihr erstes Wetterleuchten — die Ueberschwemmung von blutigen Strömen, die den Wolkenbrüchen der Revolution folgten, sah sie nicht, denn sie starb 1791, in einem Jahre mit Mirabeau.

Friederike Neuber.

1700—1763.

Friederike Caroline Weißenborn ward zu Reichenbach, im sächsischen Voigtland geboren, wo ihr Vater als Advocat lebte. Sie ward im Vaterhause sehr streng, fast tyrannisch behandelt und dies steigerte sich noch mehr als man entdeckte, daß sie mit einem jungen Schauspieler J. Neuber sich heimlich verlobt hatte. Ihre Familie wollte diese Verbindung durchaus nicht zugeben, einmal, weil Friederike kaum achtzehn Jahre alt war und dann weil nach den damaligen Zeitansichten ein Schauspieler zu den fast geächteten Personen gehörte, wie denn z. B. in den polizeilichen Erlassen jener Zeit oft genug die Redensart vorkam: „Schauspieler, Vagabunden und anderes Gesindel." Sie floh darum mit ihrem Geliebten und vermählte sich in Weißenfels mit ihm, wo beide bei der Spiegelbergschen Schauspielergesellschaft engagirt wurden.

Es ist unentschieden, ob es nur die Liebe zum Manne oder überhaupt die Liebe zur Kunst war, welche sie zu diesem Schritte bestimmte, wahrscheinlich wirkte

beides vereint, wie dies so oft im Leben und zumeist im Frauenleben der Fall ist, besonders bei so jungen Jahren. Friederike hatte offenbar den Drang in sich etwas Anderes zu sein und zu leisten als ihr in den kleinstädtischen Verhältnissen ihrer Vaterstadt vergönnt war. Sie besaß Talente, die sie so weit ausgebildet hatte, als eben jene es zuließen, Sinn für Lektüre und Poesie, las gern vor und declamirte, wobei sie ihre Worte mit entsprechendem Gesichtsausdruck begleitete und sich so schon früh eine treffliche Mimik angeeignet hatte, dabei besaß sie ein angenehmes Aeußere, ein schönes Organ, edlen Anstand und ein begeistertes Streben nach einem ihr vorschwebenden Ideal der Kunst — und so war sie natürlich bei jeder Schauspielergesellschaft eine willkommene Erscheinung und leistete bald mehr als ihr Mann, der fortan nur wenig neben ihr genannt ward.

Ihr Talent entfaltete sich in jeder Beziehung, vorzüglich waren es tragische Stellen, die ihr gelangen, und sie war es, die zuerst den Ton der Declamation für's höhere Schauspiel angab. Zwar war derselbe noch immer sehr abgemessen und zu sehr skandirend, aber vorher hatte man gar keine Regel, Verse auf dem Theater zu recitiren und sprach Alles wie Prosa. Als sich die Spiegelbergische Schauspielergesellschaft in Weißenfels auflößte, war die Neuberin schon eine sehr bedeutende Künstlerin und genoß solches Ansehen unter ihren Berufsgenossen, daß sie selbst eine Gesellschaft bilden konnte, der sich die besten Schauspieler jener

Truppe bereitwillig anschlossen. Sie ging mit ihnen als Directorin nach Leipzig und eröffnete hier eine eigne Bühne. Sie besaß Alles, was sie zu einer so schwierigen Stellung befähigte: Ordnungsliebe und Thätigkeit, Wachsamkeit, Geistesgegenwart, Pünktlichkeit, ein Betragen gegen die Mitglieder, welches eben so viel Respect als Vertrauen einflößte und endlich Eifer, für die Unterhaltung und Hebung des Publikums zu sorgen, den Geschmack desselben nicht allein zu befriedigen, sondern zugleich zu bilden.

So erwarb sie sich denn auch in Leipzig in dieser Stellung Achtung und Ruf. Sie trat mit Gottsched in Verbindung und beide wurden dadurch die eigentlichen Reformatoren der deutschen Bühne, daß sie die Haupt- und Staatsactionen, Stegreifstücke, Burlesken, wobei der Hanswurst gewöhnlich seine gemeine platte Hauptrolle spielte, und ähnliche Stücke, womit man die Zuschauer zu unterhalten pflegte, zuerst auf der Bühne verdrängten und dafür regelmäßige Stücke aufführten, die, wenn sie auch anfangs nur aus Uebersetzungen frostiger, französischer Trauerspiele bestanden, dennoch als etwas Neues das Publikum anzogen, wobei das neue Theatercostüm das seinige ebenfalls beitrug.

Gottsched schadete aber auf der andern Seite der Eigenthümlichkeit des deutschen Theaters dadurch, daß er die Werke der Ausländer einführte, für welche das deutsche Publikum doch keine eigentliche Sympathieen hatte. Die Neuberin fühlte das und gab darum ab-

wechselnd mit diesen meist aus Frankreich geholten Uebersetzungen einige alte deutsche Nationalstücke, goß sie in neue Formen, wurde selbst Schriftstellerin und ergötzte als Künstlerin in Burlesken das Publikum. So spielte sie z. B. in dem sogenannten „Reiche der Todten" die Rolle eines Jenaischen, Wittenberger und Hallischen Studenten mit ungemeinem Beifall und einer Wahrheit, welche die Zuschauer entzückte. Dergleichen Schauspiele blieben immer gute Kassen- und Zugspiele. Dabei machte aber auch Gottscheds „sterbender Cato" ein solches Aufsehen auf der Bühne, daß man in der Theatergeschichte der damaligen Zeit kein ähnliches kannte und zwar nicht allein in Leipzig, sondern auch in Hamburg, Nürnberg, Frankfurt am Main, Lübeck, Straßburg und wo er nur aufgeführt ward. In allen diesen Städten schlug die Neuber bis zum Jahre 1763 wandernd im Geleite der Kunst ihre Bühne auf, ward bewundert und gefeiert.

Als sie 1737 wieder nach Leipzig zurückkehrte, sollte ihr Erscheinen durch ein in der Geschichte des deutschen Theaters merkwürdiges Ereigniß bezeichnet werden. Sie verband sich mit Gottsched, den Harlekin, der förmlich nach und nach in einen plumpen Hanswurst verzerrt worden war, von der Bühne zu vertreiben und auf dieser selbst öffentlich zu verbrennen. Die Neuber hatte zu dieser Verbannungsfeierlichkeit ein Vorspiel geschrieben und man ging dabei, wie ein Zeitgenosse schreibt, mit einer theatralisch-kritischen Andacht zu Werke, die wunderbar war. Andere Zeitgenossen dichteten:

Die Heldin Neuber ist's, die an der Pleiße Strand
Den deutschen Harlekin aus ihrer Zunft verbannt."

Indeß hätten sie auch vom Hanswurst wie vom Teufel singen können: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Die ordinären Spaßmacher liefen als Peter, Kaspar, Niclas, Märten u. s. w. immer noch auf der Bühne umher, nur das bunte Gewand und die Schellenkappe war bei Seite gesetzt, die Art zu spielen war geblieben. In einem darauf in Berlin erschienenen Werkchen: „Harlekins Reisen und Abenteuer" hieß es darum:

„Als sie damals auf mich losschlugen, kam ich gar nicht zum Gehör, denn die literarische Justiz ist ein gottloses Stückchen Arbeit! ich mochte schreien, bitten und flehen so viel ich wollte, sie schlugen auf mich los, bis ich nicht mehr schreien konnte. Meine Kehle war damals ruinirt. Zum Glück hatte ich das Podagra noch nicht und konnte mich fortmachen, sonst hätten sie mich gar todtgeschlagen. Das ist ihnen nicht gelungen, noch lebe ich, sehe meine Feinde im Grabe und trinke daselbst mein Victoria! Vom Postamente haben sie mich geworfen, das ist wahr, aber zerschlagen und vernichten konnten sie mich nicht. Ohne Paß mußte ich davonlaufen, aber die Füße konnten sie mir nicht abhacken. In effigie verbrannten sie mich, aber ich habe niemals mehr gefroren als eben damals, da sie meinen Scheiterhaufen anzündeten. Mit Steckbriefen verfolgten sie mich, aber meine Existenz konnten sie mir nicht rauben. Ihr Zetergeschrei hörte ich, aber

mein Gehör ist conservirt und ich bin gerettet."

Zwei Jahre darauf veruneinigte sich die Neuber mit ihrem Gönner Gottsched und zwar über die Aufführung der „Alzire." Dieses Stück hatte Gottscheds Frau, Victoria, geborne Kulmus, übersetzt und die Neuber gab nicht diese Uebersetzung, sondern eine von Stüve. Dadurch war Gottsched natürlich auf's Höchste aufgebracht und beleidigt und seine Anhänger verursachten bei der Aufführung im Theater einen ungeheuern Lärm und Skandal, der durch die Gegendemonstration der Gegner Gottscheds nur noch vermehrt ward. — Roß, Lessing und Weise beschäftigten sich jetzt, durch die Neuber angeregt, angelegentlich mit der Bearbeitung neuer Theaterstücke und der Kunstgeschmack der Deutschen bekam in dieser Hinsicht bald eine andere Richtung.

1740 verließ die Neuber Leipzig und folgte einem Rufe der Kaiserin Anna von Rußland nach Petersburg. Man hatte ihr dort goldene Berge versprochen; aber leider starb Anna schon 1741 und der Herzog Biron, der Beschützer der hoffnungsvollen Directrice, fiel in Ungnade und so sah sie sich genöthigt, nach Leipzig zurückzukehren.

Hier ward sie nun von Gottsched mit der schmähsüchtigsten und bittersten Kritik verfolgt und die beleidigte Künstlerin suchte sich dafür zu rächen. Sie ließ Gottscheds Cato als Travestie aufführen und schrieb selbst ein Vorspiel dazu: „der allerkostbarste Schatz,"

worin sie ihren Gegner in der Person des Tadlers selbst auf die Bühne brachte, am 17. September 1741. Auch das Kostüm dieser Person sollte Lachen erregen. Der Tadler ging, gleich der Nacht, in einem Sternenkleide, hatte Fledermausflügel, trug eine Blendlaterne, um das Haupt eine Sonne von Flittergold. Mit Beifall ward, unter Protection des Grafen Brühl, das Stück wiederholt und nun war an eine Aussöhnung mit Gottsched nicht mehr zu denken. In allen seinen Kritiken ließ er nun auf das Härteste fühlen, was sie zu thun gewagt hatte. Doch ward der Dichter Roß auch zu ihrem Ritter und schrieb in einer so rücksichtslosen Weise gegen Gottsched, daß dieser fast in Verzweiflung gerieth.

Der Tod entriß der Neuber ihren besten Schauspieler, Kohlherd, viele andere Widerwärtigkeiten stürmten auf sie ein, ihre Verlegenheiten wurden immer größer, ihre Oeconomie ward immer zerrütteter, ihr Künstlerruhm mehr und mehr durch heftige Kritiken untergraben, viele Mitglieder ihrer Gesellschaft sagten sich von ihr los und so mußte sie diese endlich ganz auflösen, 1743.

Sie wollte sich ins Privatleben zurückziehen und zog nach Oschatz, allein dies Stillleben paßte nicht für sie, es ging ihr, wie es noch Allen gegangen und gehen wird, die sich noch jemals mit Begeisterung an das Theater dahingegeben, sie konnte ohne dasselbe nicht leben, sie sammelte wieder Schauspieler um sich und stand 1745 auf's Neue an der Spitze einer Gesellschaft

in Leipzig, wo sich indeß auch die Schönemann'sche Gesellschaft eingefunden hatte. Hierauf ging sie zur Kaiserkrönung nach Frankfurt, fand aber da ihre Rechnung nicht und kehrte wieder nach Leipzig zurück. Sie hatte aber kein Glück mehr, auch der siebenjährige Krieg brachte ihr Schaden und 1750 scheiterte ihr ganzes Werk zu Zerbst auf eine schreckliche Art. Sie mußte umherziehen und aus einer großen Directrice eine Budencomödiantin werden.

Sie floh nach Wien, wo sie wohl aufgenommen wurde, aber nicht lange blieb, weil sie gewohnt war, zu gebieten und anzuordnen, nicht aber sich fremden Anordnungen zu fügen. 1755 kam sie nach Dresden und spielte in den umliegenden Bädern in den traurigsten Umständen. Endlich entsagte sie der Bühne ganz und endete, von Wenigen unterstützt, in Armuth ihr denkwürdiges Leben in Laubegast, einem Dorfe bei Dresden, 1763. Am Ufer der Elbe, nicht weit von dem Hause, in welchem sie starb, errichteten 1776 einige Freunde der Künstlerin ein Denkmal aus Pirnaischem Sandstein. Es trägt die Inschrift: „dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geistes, der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmackes auf der deutschen Bühne Carolinen Friederiken Neuberin geb. Weißenbornin, welche, nachdem sie 30 Jahre hindurch sich und Deutschland Ehre gemacht, endlich zum Lohne ihrer Arbeiten zehn ganze Jahre lang alle Beschwerlichkeiten des Alters und der Armuth, nur von wenig Freunden unter-

stützt, mit christlicher Großmuth gelassen ertragen hatte, aus dem durch Bomben eingeäscherten Dresden mit schon krankem Leibe flüchtend, hier in Laubegast elend starb und in Leuben armselig begraben ward, widmeten diesen Stein einige Kenner ihrer Verdienste und Liebhaber der Kunst in Dresden.“ 1776.

1863 weihten ihr Dresdner Künstler und Kunstfreunde zur Feier ihres hundertjährigen Todestages ein neues, würdigeres Denkmal.

Cäsarea Schurmann.

1704 — 1741.

Cäsarea Schurmann war die Tochter eines einfachen hessischen Hauptmanns und als solche als Kammerzofe einer Prinzessin an den Hof von Meiningen gekommen.

Hier sah sie der Herzog von Meiningen bei seiner Mutter, der Herzogin, anfangs nur zufällig, dann von seiner Seite mit Absicht. Er beobachtete sie und nicht allein ihre Schönheit, sondern auch ihr sittsames und charaktervolles Betragen flößten ihm die innigste Liebe ein. Er erhaschte einst einen günstigen Augenblick, ihr dieselbe zu gestehen und wenn sie ihm auch erschreckt und erröthend entfloh, so konnte er doch erkennen, daß sie seine Liebe erwiderte.

Als seine Mutter gestorben war, ließ er bei Cäsarea nicht mit Bitten ab, bis sie den vergeblichen Kampf mit ihrem und seinem Herzen aufgab und darein willigte, sich mit ihm trauen zu lassen 1734.

Allerdings kam der Herzog, der sich so über das

Vorurtheil und die Etikette hinwegsetzte, die an den kleinen Duodezhöfen gerade so ängstlich gehandhabt wurden, wie an den großen, an den andern deutschen Höfen gewissermaßen in Verruf und namentlich zürnten ihm seine Stammesvettern von Weimar und Gotha. Er war überhaupt ein grader deutscher Mann, dem deutsches Volk und deutsches Wesen über Alles gingen, der nicht wie so viele andere der zeitgenössischen Fürsten heimlich im Solde Frankreichs stand, oder es mit den Jesuiten hielt, die eben damals der ihm benachbarte und befreundete, edelwollende, aber schwache Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph schon zu allmächtigen Herren am Hofe, im Kabinet, in den Schulen und im ganzen Lande hatte hervorwuchern lassen.

Dieser seltene Fürst fand in seiner Cäsarea, die in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war und ihre frühere untergeordnete Stellung niemals verleugnete, eine Lebensgefährtin, die ihn nicht nur beglückte, sondern auch mit ihm suchte, sein Volk, oder wie man sich damals noch ausdrückte: seine Unterthanen, denn der Begriff des Volkes existirte eigentlich noch gar nicht — zu beglücken.

Sie schenkte ihm zwei Knaben, Peter und Paul, und hauptsächlich war es nur ihretwillen, daß der Herzog bei Kaiser Karl VI. um Anerkennung Cäsareas als seiner rechtmäßigen Gemahlin nachsuchte. Durch Diplom vom 22. October 1739, das Kaiser Karl VI. aus eigner Machtvollkommenheit ausgestellt hatte,

ward dann Cäsarea in den Reichsfürstenstand erhoben. Sie fühlte sich dadurch aber eher beleidigt und verletzt als geehrt und erhöht und darin bekundete sich ihr edles Gemüth. War es nicht genug, daß sie der Herzog zu seiner Gemahlin gemacht hatte, warum bedurfte sie noch eines Titels, einer andern Standeserhebung? Es war üblich, daß die Fürsten ihren Maitressen eine solche Gunst auswirken ließen, um ihnen dadurch einen Namen, eine Stellung zu geben, sie bedurfte dessen nicht, denn sie war die rechtmäßige Gemahlin des Herzogs.

Es erschien auch eine Schrift gegen die Ehe des Herzogs unter dem Titel:

„Allersubtilste Deduction der Ehe-, Staats- und Standes-Bedenken, mit denen heiliges römisches Reich, wie auch alle legitimen Stände und guten Sitten durch Herzog Anton Ulrich zu Meiningen Verbindung mit der weiland Jungfer Cäsarea Schurmann gefährlich und bitter heimgesucht worden. Von Salmasius Lyokeus. Zu finden im betrübten Germania 1739."

Außer dieser erschienen noch eine Menge anderer Schriften, die Adelspartei des Ländchens und die kleinen benachbarten Souveraine machten eine förmliche Verschwörung gegen Cäsareas Standeserhöhung, die sie selbst in ihrem würdigen Stolz doch gar nicht einmal als eine solche betrachtete, daß der Kaiser Karl VI. dem Herzog von Meiningen bald nachher unter den freundlichsten Wendungen anzeigte: das er bei allem persönlichen Wohlwollen, das er ihm und seiner

Angelegenheit stets gewidmet, doch, durch den im ganzen Reiche entstandenen Lärmen und Schriftenwechsel, wie durch das anhaltende Protestiren der thüringischen Stammvettern bewogen, sich einer authentischen Deutung seines frühern Diploms nicht länger habe entziehen können und dieselbe dahin gehe, daß er zwar der Gemahlin des Herzogs den fürstlichen Rang, aber den Kindern derselben keineswegs die Ebenbürtigkeit und die Nachfolge in der Landesregierung habe ertheilen wollen; und diese Deutung, die zur Wahrung des Reichsfriedens unerläßlich und unverbrüchlich sei, habe er sich jetzt auch genöthigt gesehen, dem Reichshofrath durch ein eigenhändig an denselben gerichtetes Schreiben zu erkennen zu geben.

Der Herzog vermuthete mit Recht unter seinen eignen Höflingen die Hauptintriguanten, die seinen Wünschen so entgegenarbeiteten und ließ deshalb ein adeliches Paar gefangen nehmen. Das Reichskammergericht drohte darauf mit Reichsexecution und so wurden die Verwirrungen immer größer. Der Herzog rüstete förmlich, sich mit Gewalt zu widersetzen.

Schon ritt er an der Spitze seiner Truppen aus — da sah er das Fenster offen im Schlafzimmer Cäsareas, die seit ein paar Tagen unwohl war. Er kehrte noch einmal um, begab sich in ihr Zimmer und fand sie kränker wie zuvor.

Sie war entzückt, daß er noch einmal komme; er wollte die Kammerfrau sogleich nach dem Arzt schicken aber sie sagte: „Er hilft mir nichts! mir bleibt nur

noch ein Schweres — es ist der Abschied von Dir und den Kindern! In rührendster Weise dankte sie ihm für das Glück, das er ihr gegeben, segnete ihre Kinder, suchte selbst den erschütterten Gemahl zu trösten und starb bald darauf in seinen Armen. —

Herzog Anton Ulrich vermählte sich nach ein paar Jahren wieder mit der Prinzessin von Hessen-Philippsthal. Sie schenkte ihm einen Knaben und er setzte fest, daß für den Fall seines eigenen Ablebens der jüngstgeborene Prinz, als landesherrlicher Repräsentant der Regierung in Gemeinschaft und unter Beistand der beiden Söhne Cäsareas die fürstliche Gewalt über das Herzogthum Meiningen ausüben solle.

Frau von Croix.

1740—1795.

Wohl ist das 18. Jahrhundert das der Philosophie und der Aufklärung, aber es ist eben so auch das des Pietismus und des Aberglaubens — und vielleicht berührten sich die Extreme nirgends so sehr wie eben zu dieser Zeit. Denn jetzt geschah es nicht allein, daß etwa auf der einen Seite die Opposition an allem Bestehenden rüttelte, der Atheismus alles Glaubens, die Frivolität aller Moral spottete und der Materialismus in seiner ganzen Gemeinheit und Niedertracht sich breit machte, während auf der andern Seite die Autorität in Kirche und Staat fest stand, der Wunderglaube Hand in Hand ging mit der Frömmelei und Werkheiligkeit und der Idealismus von einer neuen Menschheitserlösung zu Freiheit und Gleichheit träumte — sondern diese Gegensätze mischten sich untereinander in denselben Gesellschaftskreisen, ja in denselben Personen und Köpfen und durch dies Ineinandergähren der extremsten Richtungen entstand das merkwürdige Doppelgesicht, das uns das 18. Jahrhundert zeigt.

Höchst treffend schildert das auch Bülau, wenn er sagt: Mit dem erschütterten oder gebrochenen Glauben an die Untrüglichkeit aller der Lehrsätze, bei denen sich die Vorfahren beruhigt hatten und unterstützt von mächtig gesteigerter geistiger Regsamkeit und ungemeiner Verfeinerung und Vervielfältigung der Genußmittel verbreitete sich, besonders in den höheren Ständen, eine Frivolität, welche alles Glaubens spottete, sich von jedem Bande, das ihr als Vorurtheil erschien, frei machte und zuletzt Alles auf einen, jeder höheren sittlichen Idee ermangelnden Materialismus zurückführte. Man gab das Alte um so williger auf, wenn es der herrschenden Sittenlosigkeit und Selbstsucht lästig und unbequem war, wenn man durch seine Aufgabe eine bedrückende Mahnung des Gewissens los wurde. Eine tiefere Anschauung ward nicht gewonnen; Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit blieben nachher wie vorher — das Vorurtheil vertauschte blos seinen Gegenstand.

Geist und Gespenst — Gott und Teufel betrachtete man als gleich zu verwerfende Dinge, den Glauben an Tugend und die Pflicht der Sittlichkeit suchte man los zu werden, man warf sich dafür der Frivolität und dem Egoismus in die Arme. Gerade die ganze gebildete und vornehme Gesellschaft in Frankreich wie in Deutschland setzte ihren Stolz darein, nichts zu glauben, was sich nicht mathematisch beweisen ließ und liebte es, mit Witzen und mehr oder minder scharfsinniger Dialectik einen socialen Skepticismus und Materialismus zur Schau zu tragen. Aber dennoch war es eben diese

feine Gesellschaft, welche von Betrügern und Schwärmern sich blenden ließ, so bald diese nur ihnen etwas Neues vorzugaukeln wußten. Das Jahrhundert Voltairs und der Enciklopädisten sah auch einen Cagliostro und eine Frau von Croix — man ließ sich Geister citiren und Teufel austreiben — vielleicht nur, weil das Grauen, das man dabei empfand, auch ein Köder war für die immer nach neuen Reizmitteln suchende Genußsucht.

Die christliche Religion war bei den Katholiken ein leerer Heiligen- und Ceremoniendienst geworden und bei den Lutheranern ging sie im starren Dogma unter, dem Feuer und Leben fehlte. So schuf wieder das Bedürfniß nach religiöser Innigkeit auf letzterer Seite die Herrnhuther und Pietisten, die Anhänger Speners und auf der katholischen Seite die Martinisten und die Jünger von Porto Rojal — beide waren ein Gegensatz gegen den Buchstabenglauben und Formelzwang, wie eine Flucht vor dem überhandnehmenden Atheismus und Materialismus.

Eine Frau eben jener frivolen Pariser Gesellschaft, welche vom Atheismus zum religiösen Fanatismus, vom Unglauben zum Aberglauben überging und in sich ihre ganze Zeit mit charakterisirt, war Fräulein Jerante de la Croix zu Paris.

Sie war die Tochter des Marquis von Senas und Nichte eines unter der Pompadour und Choiseul sehr einflußreichen Bischofs von Orleans. Nach damaliger Sitte verheirathete man sie sehr jung und ohne

sie weiter zu fragen mit dem Marquis de la Croix, der General in spanischen Diensten war. Eine Zeit lang lebte sie von ihrem Gemahl getrennt in Avignon und hatte daselbst ein zärtliches Verhältniß mit dem Vicelegat Aquaviva. Bald folgte sie dann ihrem Gemahl nach Spanien und war hier ebenfalls gefeiert und von Verehrern umringt. Indeß hatten die Franzosen und namentlich die Französinnen in Spanien immer mit vielen Vorurtheilen zu kämpfen und als der Marquis starb, mußte seine Wittwe viele traurige Erfahrungen machen, Enttäuschungen und Kränkungen aller Art wirkten verbitternd auf ihr Gemüth und aufreibend für ihre Gesundheit.

Krank und ziemlich mittellos kam sie nach Lyon; dort erfaßte sie ein heftiges Fieber, ihre Phantasien gestalteten sich zu Visionen und während sie bisher zu den frivolsten Religionsspöttern gehört hatte, wandelte sich ihre ganze Gesinnung. Sie las mit Eifer alte und neue religiöse Schriften, darunter namentlich die ihres Zeitgenossen St. Martin; seine Schrift „des Errenos de la Verite" zog sie zumeist an.

Louis Claud de St. Martin (1743 zu Amboise geboren) war ein religiöser Schwärmer, der aus seinem früheren Kriegsdienste heraus trat und mit den Schriften der bedeutendsten religiösen Fanatiker vor allen mit denen des Pordage und Jacob Böhme bekannt geworden, sowie Lehren und Ansichten in zahlreichen Schriften unter das Volk verbreitete. Martin hatte sich auf verschiedenen Reisen und durch sprachliches wie geschicht-

liches Studium vorgebildet, so daß seine Lehre nicht so abenteuerlich wie die Jacob Böhmes und Anderer erschien. Sein System hatte mehr Ordnung und so weit es in der mystisch-theosophischen Wunderlehre geschehen kann, auch Klarheit, wenn er auch an Phantasterie den Hirngespinnsten früherer Religionsschwärmer nichts nachgab. Vorzüglich beabsichtigte er die Freimauerei mit seiner Theosophie in Verbindung zu setzen. Damals lebte er in Paris und Madame de la Croix ging auch dahin, um ihn persönlich kennen zu lernen.

Dies geschah und Madame de la Croix sah den frommen Schwärmer oft in ihrem Salon, aber sie schloß sich ihm nicht blindlings an, sondern stritt mit ihm in vielen Stücken und ging viel weiter als er. Sie behauptete, daß der Teufel die Ursache der meisten Krankheiten sei, indem sie ihre Quelle in irgend einer Sünde hätten, welche den leidenden Theil den Einflüssen des bösen Geistes unterworfen habe. Sie hielt es nun für ihre Mission, diese Kranken zu heilen und zwar zumeist durch Gebete und Handauflegen, durch Sprengen mit geweihtem Wasser u. A.

Obwohl sie nur solche Wunderlichkeiten trieb und sich einbildete, so hielt dies doch die aufgeklärtesten und lebenslustigsten Personen nicht ab, bei ihr aus- und einzugehen, ja, sich sogar ihren mystischen Kuren zu unterwerfen. So der Marschall Richelieu, der Ritter de Montbarroy, der Marquis und die Marquise de Cossé. Sie behauptete, daß viele Personen vom Teu-

fel heimgesucht wären und Erscheinungen hätten, aber nicht davon zu sprechen wagten, weil sie sich lächerlich zu machen besorgten.

Madame de la Croix war in ihrer Jugend eine vollkommene römische Schönheit gewesen. Voll Grazie und Ausdruck, mit durchdringendem Auge, einem hochgetragenen Haupte, einer hohen, vollen Gestalt mit stolzer Haltung war sie das Ideal einer Kaiserin. Von so viel Reizen blieb ihr im Alter ein geistvolles und belebtes Gesicht, eine imposante Haltung, schöne Hände und Füße, eine gebieterische Miene und eine seltene Beredtsamkeit. Dies Alles kam ihr in den Momenten zu Statten, wo sie die Rolle der Teufelaustreiberin spielte. Ihre drohende Geberde und der Ton ihrer Stimme waren geeignet Schrecken einzuflößen und in ihrer Haltung lag so viel Majestät, in ihrer Inbrunst so viel Erhabenheit, in ihrem ganzen Wesen ein so hoher Ausdruck des Glaubens und der Zuversicht, daß man eine Heilige zu sehen glaubte, die ein Wunder zu thun im Begriff war.

Kopf- und Zahnschmerzen und rheumatische Uebel heilte sie in der That durch Streichen mit den Händen — sie bildete sich dann oft selbst ein den Teufel herausfahren zu sehen und es gab viele Personen, welche ihr dies glaubten und schließlich selbst zu sehen meinten. Zu Denen, welche nicht an ihre Wunderkraft glaubten, sagte sie einmal: „Sie, die Sie mich so eifersüchtig auf meinen Ruhm und meine Ueberlegenheit gekannt haben, die Sie wissen, daß ich mich des geringsten Ue-

berflusses beraube, um ihn den Armen zu geben, Sie die Sie sehen, daß das Geschäft, was ich treibe, mir nichts als Schande und Verachtung in einem Lande einbringt, wo ich vermöge meines Ranges und meiner Verwandtschaft eine ganz andere Rolle spielen könnte, fühlen Sie nicht, daß eine viel höhere Macht mir das Werk, das ich verrichte, auflegen muß? Sagen Sie mir aufrichtig, ob mein Geist gelitten hat? ob Sie finden, daß ich wahnsinnig geworden bin?" Herr von Gleichen, zu dem sie dies sprach, fand es um so schwerer auf diese Fragen zu antworten, als ihm ihr Geist glänzender als jemals erschien. Er erklärte später, daß diese Dame, die er zum letzten Male 1791 zu Pieroy in der Champagne bei Cazotte sah, welcher auch zu ihren Anhängern gehörte, nachdem er früher Martinist gewesen war, eine so thätige Menschenliebe, eine so erbauliche Frömmigkeit, eine so rührende Seelengüte, so viel Salbung, Geist und Adel des Charakters besessen habe, daß es unmöglich gewesen sei, sie nicht zu lieben und hochzuachten.

Die Revolution hielt sie für ein Werk des Teufels und rühmte sich als eines Zuges besonderer Macht, daß sie einen Lapis Lazuli zerstört habe, den der Herzog von Orleans in England von dem berühmten jüdischen Oberrabbiner Falk Scheck erhalten. Sie versicherte: Dieser Talismann, der den Prinzen auf den Thron bringen sollte, wurde durch die Kraft meiner Gebete auf seiner Brust in dem merkwürdigen Augenblicke zerbrochen, wo er inmitten der Nationalversammlung in Ohnmacht fiel."

Der obenerwähnte Jacob Cazotte, mit dem sich Madame de la Croix auf freundschaftlichem Fuße befand, war 1720 in Dijon geboren und in dem dortigen Jesuitencollegium erzogen. Er hatte sich auf Martinique, wo er bei der Marine angestellt war, mit Elisabeth Roignon verheirathet und daselbst ein bedeutendes Vermögen erworben, so daß er seine Stellung aufgab, die Antillen verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Er überließ dem Superior der Jesuitenmission Pater Lavalette in Martinique 50,000 Thlr. gegen Wechsel auf die Jesuiten in Frankreich, diese wurden aber protestirt und er kam um sein Geld — eine Sache, welche zu ähnlichen Prozessen und endlich zur Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich Veranlassung war. Lavalette hatte nämlich auf Martinique ein ausgebreitetes Handelsgeschäft begründet. Der Orden mißbilligte dies Anfangs und rief ihn zurück. Da sich aber die große Einträglichkeit der Unternehmung zeigte, so ward der Orden andern Sinnes, ernannte ihn zum Generalsuperior auf allen Inseln unter dem Winde und unterstützte ihn mit Geld und Credit. Wie aber in Folge des Seekriegs 1756 Verluste an die Stelle der Gewinne traten, ließ der Orden Lavalette fallen und bot den Gläubigern statt Geldes — Seelenmessen! Daraus entstanden eine Menge Bankerotte und Prozesse. Die letztern wurden auf Betrieb der Jesuiten an die große Kammer des pariser Parlaments verwiesen. Aber auch sie verurtheilte den Ordensgeneral zur Zahlung und daran knüpften sich wei-

tere Untersuchungen der Wirksamkeit des Ordens, die zu seiner Aufhebung führten.

Dieser Cazotte war Novellist und ward dadurch, daß er dämonische Versuchungen in einer Erzählung schilderte, mit in die Kreise der Martinisten gezogen und so auch mit Frau von de la Croix bekannt. Er sah sie und andere Notabilitäten der Pariser Elite bei sich und er war es auch, der 1788 — wie Franz de Laharpe erzählt und Andere beglaubigen, den Schrecken der französischen Revolution prophezeihte. Letzterer, Cazolle, Lomoignon — Malesherbes, Champfort, Bailly, Frau von Croix und andere Notabilitäten waren bei der Herzogin Beatrix von Grammont. Cazotte saß schweigend an einer Ecke der Tafel; als die Gesellschaft vom Weine erhitzt auf die Philosophie anstieß und ihren Sieg über den religiösen Aberglauben feierte, erhob sich Cazotte und sprach mit einer Art von Geisterstimme:

„Freuen Sie sich, denn Sie alle werden Zeugen der Revolution sein, die sie so sehr wünschen. Sie wissen, daß ich mich auf das Prophezeihen verstehe. Sie Herr Condorcet werden ausgestreckt auf dem Boden eines unterirdischen Gefängnisses den Geist aufgeben." Zwei Anderen, an die er sich wendete, prophezeihete er, daß der Eine an Gift, der Andre auf dem Schaffot sterben werde. Man rief ihm lachend entgegen: „Welcher Teufel giebt Ihnen denn das Gefängniß, das Gift und den Henker ein? Was hat denn das Alles mit der Philosophie und der Herrschaft der Vernunft gemein?"

Cazotte versetzte: „Das ist es eben: im Namen der Philosophie, der Vernunft, der Menschheit und der Freiheit wird das Alles geschehen, was ich Ihnen angekündigt, es wird gerade dann geschehen, wenn die Vernunft allein herrschen und ihre Tempel haben wird." — Champfort entgegnete: „Wahrlich, Sie werden keiner von den Priestern dieses Tempels sein!" Cazotte antwortete: „Ich nicht, aber Sie und Sie werden sich selbst mit einem Rasirmesser die Adern öffnen. Sie, Nicolai, Bailly und Malesherbes werden auf dem Blutgerüst sterben." — „Gott sei gedankt" rief Richer, „er hat es nur mit der Akademie zu thun! Aber Cazotte rief: „Auch Sie selbst werden auf dem Blutgerüst sterben und die, welche solches über Sie und Ihresgleichen verhängen, werden insgesammt Philosophen sein!" Auf die Frage, wann dies Alles geschehen solle, antwortete er: „Von heute an binnen längstens 6 Jahre. Die Herzogin von Grammont sagte: „Da sind wir Frauen doch besser daran wie die Männer, denn wir werden bei der Revolution nicht berücksichtigt!" „Diesmal doch!" entgegnete Cazotte „auch Sie, wie noch viele Damen vor und nach Ihnen werden das Blutgerüst besteigen müssen und zwar wird man sie auf dem Henkerkarren mit auf den Rücken gebundenen Händen dahin abführen." „Und was wird mit ihnen selbst werden?" fragte man. „Mir wird es wie dem Manne ergehen, der in der letzten Belagerung das „Wehe" über Jerusalem und über sich selbst ausrief, indem ein feindlicher Steinwurf ihn

tödtete!" Mit diesen Worten verließ er die Gesellschaft.

1792 bestieg Cazotte das Blutgerüst, ein ehrwürdiger siebzigjähriger Greis, dem selbst die Revolutionsrichter ein fleckenloses Leben nachrühmten. Frau von Croix starb bald darauf verschollen in der Provinz.

Charlotte Corday.

1768—1793.

Die Geschichte der edlen Schwärmerin Charlotte Corday d'Armens ist so vielfach mitgetheilt worden, daß wir hier nur eine kurze Skizze davon geben wollen als der edelsten Frauengestalt der französischen Revolution und des 18. Jahrhunderts, die wir um so weniger übergehen möchten, als wir im Vorhergehenden solche Genossinnen der großen Zeit aufführten, welche, allerdings weniger bekannt und dadurch vielleicht interessanter, aber auch weniger würdig sind, diesen vulkanischen Ausbruch einer großen Zeit außer sich und in sich mit erlebt zu haben.

Maria Anna Charlotte Cordays d' Armens wurde zu St. Saturnin bei Soez in der Normandie (Departement de l'Orne) geboren. Frühzeitig bildete sich ihr Geist durch das Lesen des Plutarch und anderer Geschichten der Vorzeit. Mit dem Studium der Enciklopädisten beschäftigte sie sich auch, doch hatten die materialistischen Ideen derselben keinen Einfluß auf ihre von antiken Idealen genährte Seele, sie schwärmte

für eine auf die Principien der höchsten Moral gegründete Freiheit und haßte Alle und Alles, was geeignet war, dieselbe zu unterdrücken oder zu entweihen. So begrüßte sie den Beginn der französischen Revolution mit Entzücken als die Morgenröthe der neuen, freien Zeit, der auch sie sich entgegengesehnt wie Tausende.

Aber gleich im Anfang der Republik, als sich in dem Nationalconvent zwei Parteien zeigten: die Ghirondisten und der Berg, welche wohl beide die Republik, aber auf verschiedene Weise wollten, sympathisirte sie mit den Erstgenannten. Die Girondisten, die aus kenntnißreicheren und beredteren Männern bestanden, wollten die Herrschaft der Gesetze und der Bildung — die Herrschaft des Mittelstandes — die Bergpartei wollte die Herrschaft der untern Stände, gleichviel durch welche Mittel. Wie es bei jeder Revolution geht: die gemäßigte Mittelpartei ist stets den Angriffen von zwei Seiten ausgesetzt und vermag sich nicht zu halten und zu retten, wenn sie sich selbst treu genug ist, weder der einen noch der andern Partei Concessionen zu machen. Das Volk von Paris war mit den halben Maßregeln des Convents nicht zufrieden, die Jacobiner sagten: nur die Hälfte sei erst gethan, man müsse vollenden und das Volk nicht erkalten lassen. So setzten sie ihren Ausschuß offen neben dem Convente ein.

Der ganze 1. Juni 1793 ward mit Vorbereitungen zu einer großen Bewegung hingebracht. Die

Gemeinde von Paris, schrieb an die Sectionen: Bürger, stehet fest! die Gefahren des Vaterlands machen euch dies zum höchsten Gesetz. Abends begab sich Marat, der Hauptführer der extremsten Partei nach dem Stadthause, stieg selbst nach der Uhr hinauf und läutete die Sturmglocken, ersuchte die Glieder des Reichs, nicht zu weichen noch abzulassen, bis sie den Anklagebeschluß „gegen die Verräther und Staatsmänner“ erwirkt hätten. Einige Abgeordnete vereinigten sich wieder im Convent und die Aufständigen forderten den Beschluß gegen die Geächteten; noch aber waren sie nicht stark genug, ihn dem Convent abzutrotzen.

Die ganze Nacht verging unter Vorbereitungen, die Sturmglocke läutete, der Generalmarsch wirbelte, die Aufläufe bildeten sich. Am Sonntagsmorgen gegen 8 Uhr erschien Henriot im allgemeinen Berathungsverein und erklärte seinen Verbündeten im Namen des aufständigen Volks, man werde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis man die Verhaftung der meuterischen Abgeordneten erwirkt. Hierauf trat er an die Spitze der Volksschaar, die sich ihm anschloß und führte sie bis an das Schloß, worin der Convent tagte.

Die meisten Geächteten hatten sich nicht in der Versammlung eingefunden. Einige hatten bis an das Ende muthig dem Ungewitter Trotz geboten. Anfangs der Sitzung bestieg der unerschrockene Lanjuinais die Rednertribüne und sagte: „Ich bitte über den Generalmarsch sprechen zu dürfen, der in ganz Paris lärmt!“

Sofort wird er durch das Geschrei unterbrochen: „Nieder mit ihm! er will Bürgerkrieg! er will Gegenumwälzung! er verleumdet Paris, er verspottet das Volk!" Trotz der Drohungen, Beleidigungen und des Geschreis der Bergpartei und der Volksbühnen zeigt Lanjuinais die Entwürfe der Gemeinde an; sein Muth wächst mit der Gefahr. „Ihr werft uns vor," spricht er, „daß wir Paris verleumden! Paris ist rein! Paris ist gut, Paris wird von Tyrannen unterdrückt, welche Blut und Herrschaft wollen!" Diese Worte werden die Losung zum heftigsten Tumult; mehrere Abgeordnete von der Bergpartei steigen auf die Rednerbühne, Lanjuinais herunterzureißen, der mit dem edelsten Muthe ruft: „Ich verlange, daß alle umwälzerischen Behörden in Paris aufgehoben werden, ich verlange, daß alles, was sie seit 3 Tagen gethan, für nichts geachtet werde, ich verlange, daß alle, die sich eine neue, gegen das Gesetz gerichtete Macht anmaßen wollen, außer dem Gesetz erklärt werden und vogelfrei seien." Kaum hat er geredet, so fordern die aufständigen Bittsteller seine und seiner Amtsgenossen Verhaftung. „Bürger!" sprachen sie zum Schluß, „das Volk ist müde, sein Glück vertagt zu sehen, es läßt dasselbe noch einen Augenblick in Euren Händen. Rettet es, oder wir erklären Euch: es wird sich selbst retten!"

Der Convent schreitet dennoch zur Tagesordnung. Alsbald gehen die Bittsteller mit drohender Geberde hinaus, die Volksbühnen werden leer, man schreit zu den Waffen. „Rettet das Volk vor sich selbst, sagt

Einer von der Bergpartei; „rettet Euch, Amtsgenossen! und beschließt ihre vorläufige Verhaftung." — „Nein!" antwortet die Rechte, ja selbst ein Theil der Linken. „Wir theilen Alle ihr Schicksal!" ruft Lareveillére Lepeaux. Der Wohlfahrtsausschuß, der Bericht erstatten soll, von der Größe der Gefahr erschreckt, schlug, wie am 31. Mai eine scheinbar versöhnende Maßregel vor, die Empörer zufrieden zu stellen, ohne die Geächteten ganz zu opfern. „Der Ausschuß" sagte Barrèra, wendet sich an die Vaterlandsliebe, an den Edelmuth der Angeklagten: er fordert von ihnen, daß sie ihre Macht einstweilen aufgeben, weil dies der einzige Weg ist, den Spaltungen, welche den Freistaat bekümmern, ein Ende zu machen und die Ruhe wieder herzustellen." Einige unter ihnen nahmen diese Maaßregel an. Isnard und drei Andere legen ihre Stelle selbst nieder; Lanjuinais aber sagte: „Ich habe, glaube ich, bis diesen Augenblick einigen Muth bewiesen, erwartet von mir weder Suspensation noch Entlassung!" als man ihn unterbrach setzte er hinzu: „Wenn die Alten ein Opfer bereiteten, kränzten sie es mit Blumen und führten es zum Altare; der Priester opferte es, aber verhöhnte es nicht! Barbaroux stimmte ihm bei und sagte: „Ich habe geschworen auf meinem Posten zu sterben, ich werde meinen Schwur halten! Die Bergpartei selbst erhob sich gegen den Antrag des Ausschusses. Marat behauptete, man müsse rein sein, wenn man opfern wolle und Billaud Varennes forderte rechtliches Erkennen über die Girondisten, nicht ihre Suspensation.

Während dieses Streites stürzt ein Abgeordneter der Bergpartei, Lacroix, in den Saal, auf die Rednerbühne und erklärt, er sei soeben an der Thür schimpflich behandelt worden, man habe ihn nicht hinausgelassen und der Convent sei nicht frei. Danton sagt, man müsse die beleidigte Majestät des Volkes kräftig rächen. Barrère schlägt dem Convent vor, sich dem Volke zu zeigen: Stellvertreter! befehlt Eure Freiheit, hebt Eure Sitzung auf, laßt die Bajonette, die Euch umgeben, von Euch strecken!" Der ganze Convent erhebt sich, setzt sich in Gang, an seiner Spitze der Vorsitzende, das Haupt bedeckt zum Zeichen der Noth. Er kommt an einen Ausgang und findet Henriot zu Pferde, den Säbel in der Hand. Was verlangt das Volk?" frägt ihn der Vorsitzende Hérault de Séchelles, der Convent ist nur mit seinem Glücke beschäftigt." Henriot antwortete: „Herault, das Volk hat sich nicht erhoben um Redensarten zu hören, es verlangt, daß man ihm vierundzwanzig Schuldige ausliefere!" — „Man liefere uns Alle aus!" riefen die Girondisten. Man richtet die Kanonen auf den Convent, der zurück durch den Garten geht und alle Ausgänge besetzt findet. Marat durchläuft die Reihen der Bewaffneten, ermuthigt sie und spricht: Keine Schwäche! weicht nicht von Euren Posten bis man sie Euch ausgeliefert!"

Der Convent geht zurück in den Sitzungssaal, die Verhaftung der Gerichteten wird nicht mehr bestritten. Marat, der wahre Diktator der Versammlung, entscheidet das Loos ihrer Glieder. „Dussaulx" sagt er, ist

ein alter Faseler, der nicht Parteihaupt sein kann; Lauthénas ist geistesarm und verdient nicht, daß man an ihn denke, Ducos hat nur einige irrige Meinungen gehabt und kann nicht gegen umwälzerische Häuptlinge sein. Ich verlange, daß man sie ausstreiche und durch Valagé ersetze. Es geschah so. Hierauf wurden 34 Girondisten verhaftet.

Sehr richtig würdigt diese Männer ein französischer Geschichtsschreiber, wenn er sagt: „So unterlag die Partei der Gerondisten, berühmt durch ausgezeichnete Köpfe und hohen Muth, eine Partei, welche dem aufblühenden Freistaat durch Schauder vor Blut, Haß des Verbrechens, Abscheu vor Anarchie, Liebe zur Ordnung, Gerechtigkeit und Freiheit Ehre machte, eine Partei, übel gestellt zwischen die Mittelklasse, deren Umwälzung sie bekämpft, und die Menge, deren Regiment sie verwarf! Verdammt nicht zu handeln, konnte sie nur eine sichere Niederlage durch muthigen Kampf und schönen Tod verherrlichen. Man konnte ihr Ende voraussehen; sie war von Posten zu Posten gejagt worden, aus den Jakobinern durch den gewaltsamen Eingriff der Bergpartei, aus der Gemeinde durch Petions Austritt, aus dem Ministerium durch Roland und seiner Amtsgenossen Zurückziehung, aus dem Heere durch Dumouriezs Abfall. Nichts blieb ihr als der Convent, dort verschanzte sie sich, kämpfte und unterlag. Die Folgen dieses Ereignisses konnte Niemand ermessen. Die Dantonisten glaubten, der Zwiespalt der Parteien würde aufhören und der Bürgerkrieg brach aus. Die Ge-

mäßigten im Wohlfahrtsausschuß glaubten, der Convent würde alle Macht wieder bekommen, und er ward zum Knechte. Die Gemeinde glaubte, der 31. Mai würde ihr die Herrschaft verschaffen, welche Robespierre zufiel. Kurz, zu der besiegten und darnach zu den feindlichen Parteien kam noch eine; und wie man nach dem 10. August den Freistaat gegen die Verfassungsfreunde geschaffen hatte, so stellte man nach dem 31. Mai den Schrecken den Gemäßigten im Freistaate entgegen.

Den Girondisten blieb noch ein letzter Versuch zu wagen: der Aufstand der Bezirke. Sie wagten ihn; aber auch bei dieser Maßregel fand derselbe Mangel an der Uebereinstimmung statt, der ihre Sache in der Versammlung zu Grunde gerichtet hatte. „Es steht noch zu bezweifeln" sagt Mignet, ob die Girondisten, auch wenn sie einig gewesen wären, gesiegt und ob sie siegend die Umwälzung gerettet hätten. Wie hätten sie denn mit den gerechten Gesetzen das geleistet, was die Bergpartei mit gewaltsamen Maaßregeln erwirkte. Wie hätten sie die auswärtigen Feinde ohne Schwärmergeist besiegt, die Parteien ohne Schrecken gezeichnet, die Menge ohne Maximum ernährt, das Heer ohne Beschlag verköstigt. Wäre der 31. Mai gegentheilig ausgefallen, so hätte man wahrscheinlich das gesehen, was gegentheilig erfolgte: Erschlaffung des revolutionären Eifers, verdoppelte Angriffe Europas, Wiederergreifung der Waffen von allen Parteien, die Tage vom Pontreal, ohne die Menge abwehren zu können; die Tage des Ven-

demiaire ohne die Königlichen zu vertreiben; der Einbruch der Verbündeten und die Zerstückelung Frankreichs. Der Freistaat war nicht mächtig genug soviel Angriffen zu widerstehen, wie er nach der Gegenwirkung des Thermidor that." — Wie dem auch sei: die Girondisten, welche entweder bleiben oder zusammen hätten kämpfen sollen, thaten es nicht und nach dem 2. Juni blieben alle Gemäßigte der Partei unter dem Haftbeschluß, alle übrige entkamen.

Petion, Barbaroux, Guadet, Louvoz, Lanjuinais begaben sich nach Evorux in der Bezirk der Eure, wo Buzot sehr in Ansehen stand, von da nach Caen im Colvados. Diese Stadt machten sie zum Mittelpunkt des Aufstandes. Bretagne nahm daran Theil. Es ward ein Heer gebildet unter den Namen: Versammlung der in Caen vereinigten Bezirke. General Wimpfen ward zum Befehlshaber ernannt, die Berganhänger verhaftete man und hielt sich fertig nach Paris zu ziehen.

Hier in Caen nun war der Advocat Corday d'Armant selbst ein Anhänger der Gironde. Er hatte drei Töchter, die nach dem sie ihre Mutter früh verloren, das Hauswesen gemeinschaftlich besorgten. Charlotte war nach französischer Sitte im Kloster erzogen worden, das sie mit fünfzehn Jahren verließ. Sie war ein träumerisches Kind, gern allein, entweder über Büchern sinnend oder in die grotesken Naturschönheiten und Sagen ihres bretagnischen Vaterlands sich vertiefend. Als die französische Revolution ausbrach, empfing sie diese Kunde, wie schon erwähnt, mit Entzücken: sie,

die sich schon in frühester Jugend, statt den gewöhnlichen Mädchenfreuden zu huldigen in das Studium der klassischen griechischen und römischen Schriftsteller so sehr vertieft hatte, daß sie den Plutarch fast ganz auswendig wußte, glaubte nun an die Wiederholung der griechischen und römischen Republik in der französischen. Ein für alles Große und Hohe schlagendes Mädchenherz wie das ihrige mußte sich mit Begeisterung an diese große Zeit dahingeben, in welcher zum Erstenmale die Menschenrechte proklamirt wurden und ein heiliger Freudentaumel Alle ergriff, welche an Tugend, Freiheit und Völkerglück glaubten. Dieser mächtige Impuls, welcher das ganze Jahrhundert erschütterte und die Losung ward für eine ganze neue Zeit und ein ganzes neues Geschlecht, daß es Thaten verrichtete, welche von eben so viel Lebensmuth als Lebensverachtung zeugten, war auch der Impuls zu Charlottens ganzem Streben und Denken. Aus einer Zeit und aus Verhältnissen, die ihr eben nichts zu bieten hatten, als ein einfaches Leben, das ruhig und harmlos, ohne Sorgen und Schmerzen, ohne Anstrengungen und Hoffnungen sich weiter spann, hatte sich Charlotte eben in die Zeiten der griechischen und römischen Größe geflüchtet und mehr mit diesen Heroen als mit den Menschen verkehrt — sie hatte in ihren Träumen von Freiheit und Gleichheit gelebt und als dies Wort das Losungswort des Tages ward, überraschte es sie kaum — es weckte sie nur! Bis dahin hatte sie nur geträumt und gelesen, was man vor Jahrhunderten über die Republik gedacht

und in ihr gethan, jetzt wachte sie, jetzt las sie mit gleichem Eifer, was in der Gegenwart geschah, jetzt dürstete sie danach selbst mit Hand anzulegen, selbst etwas zu sein und zu thun in dieser großen Zeit. Republikaner und Bürger, wie Griechenland und Rom sie gesehen, gab es jetzt in Frankreich und sie war eine Republikanerin und Bürgerin! Demosthenesse und Brutusse standen auf — warum konnte sich nicht auch in ihr eine Lukretia verwirklichen, die ein Opfer war für das Vaterland?

So begeistert war sie schon längst als die flüchtigen Girondisten nach Caen kamen. Mit ihnen hatte sie immer und zumeist sympathisirt, weil sie zu den gebildetsten Männern der Nation gehörten und weil sie ihr am geeignetsten schienen, den idealen Character der Republik zu wahren, da sie keine Gewaltmaßregeln wollten. Daß auf diesem Wege die Revolution eben nur halb vollendet werden konnte, daß es nicht in der Macht einiger Apostel der Humanität liegen konnte, die entfesselten Leidenschaften vor Uebergriffen zu bewahren, daß ein so niedergehaltenes, mit Füßen getretenes, nun plötzlich befreites Volk nicht mit einem Male sich so aufzuschwingen vermochte, sich selbst zu zügeln und zu mäßigen und daß es dies gerade am wenigsten wollte und konnte, wenn man ihm wieder neue willkürliche Schranken setzte, um, wie die Girondisten auf halbem Wege stillzustehen, konnte Charlotte freilich nicht begreifen. Sie war durch ihre Studien in Republiken heimisch, die sich auf das Helotenthum gründeten — und wenn sie es auch in

der Idee begriff, daß jetzt auch der ärmste und roheste Mensch zum Bürger geworden war, so schauderte sie doch in der Wirklichkeit vor einer „Massenherrschaft“ da zumal ihr der feingebildeten und nur von idealen Heroen träumenden Dame der rohe und entmenschte Sansculotte eben um seiner Rohheit und Verthiertheit willen ein Gräuel war, nicht etwa darum, daß er zu den ärmsten und bisher niedergetretensten Arbeitern gehörte. Waren eben diese bisher zu Unwissenheit und Elend verurtheilten und durch die Frivolität und den Egoismus der bevorzugten Stände doppelt herabgewürdigt untersten Klassen wirklich noch nicht reif die ideale Republik zu verwirklichen, so kann man eben so gut auch sagen: ein Mädchen des gebildeten Mittelstandes wie Charlotte Corday, das seine Weisheit zumeist aus Büchern und Träumen geschöpft, war auch noch nicht dazu reif, den Gedanken einer absoluten Gleichheit und Freiheit auszudenken, und zu begreifen, daß auch der Letzte im Staate ein Recht habe, die Früchte der Revolution mitzupflücken und zu genießen. Man muß diesen Bildungsgang Charlottens festhalten, um zu begreifen, daß ihr unter allen Umständen die Männer der Gironde die wahren Helden der Revolution und die Träger der Republik waren und um die schwärmerische Jungfrau selbst gegen die falschen Ansichten zu sichern, die von verschiedenen Seiten über sie aufgestellt sind — die eine ist die, daß man meint, weil sie die Partei und Handlungsweise Marats und Robespierres verabscheute und dem blutigen Fortgang der

Revolution durch das Opfer ihres eigenen Lebens Einhalt thun wollte, sie keine wahre Republikanerin gewesen sei und ihr Opfer gebracht habe im Interesse des Königthums und die andere, daß es nicht reiner Patriotismus, nicht Begeisterung für eine gute und große Sache an sich gewesen sei, was sie zu einer kühnen That veranlaßt habe, sondern daß Liebe und Rache dabei im Spiel gewesen. Es ist hier abermals der Ort daran zu erinnern, daß die Geschichte zumeist von Männern geschrieben ist, welche es entweder verschmähen, sich mit hervorragenden Frauen eingehend zu beschäftigen oder welche, wenn sie auch das letztere thun, nur selten die Fähigkeit haben, sich selbst in die Zustände einer weiblichen Seele zu versetzen, zumeist aber gleich mit dem Vorurtheil an dieselbe herantreten, daß sie nicht durch ein allgemein menschliches, sondern nur durch ein speciell weibliches, ein persönliches Interesse geleitet worden sei. So haben denn Einige behauptet, Henri de Balsumé, ein Offizier, der früher in Caen garnisonirt war und später in Paris in der Revolution ermordet ward, sei Charlottens Geliebter gewesen und sie habe nur seinen Tod rächen wollen — aber es ist dies als gänzlich unwahr erwiesen, auch schon dadurch, daß zu der Zeit, als er in Caen stand, Charlotte noch im Kloster war. Andere behaupteten, daß der beredte und schöne Barbaroux, der mit den andern Girondisten nach Caen kam, ihr eine glühende Liebe eingeflößt habe und sie erst dadurch eine so kühne Patriotin geworden sei. Beide Behauptungen sind aber

nur aus jenen untergeordneten gang und geben Anschauungen von dem wahren Wesen der Weiblichkeit hervorgegangen.

Barbaroux ging allerdings so gut wie seine Gefährten im Hause des Advocat Corday aus und ein und Charlotte mag durch ihn in der Meinung befestigt worden sein, daß die Girondisten die Träger einer humanen Revolution waren, mit denen das Heil der Republik stand und fiel, sie mochte durch seine Beredtsamkeit und durch alle die Thatsachen, welche er ihr selbst erzählte, dahin gebracht werden, in Danton, Marat und Robespierre nicht Diener, sondern Schänder der Freiheit zu erblicken und die ganze Revolution hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Girondisten zu betrachten, mochte sich dadurch zu der Ansicht verleiten lassen, daß wenn diese Schreckensmänner beseitigt wären, auch Frankreich wieder zu Ruhe und Frieden gelangen könne — aber weiter ging Barbaroux Einfluß auf sie nicht.

Aber einmal zu dieser Ansicht gelangt, einmal selbst mit der Begeisterung im Herzen, die sich sagt und wiederholt: Das Vaterland kann nur gerettet werden, wenn jedes seiner Kinder seine Schuldigkeit thut und mit der Sehnsucht und dem Drauge selbst das Vaterland retten zu helfen, sich immer mehr entflammend — da kommt Charlotte — beinahe naturgemäß und wenigstens in der Größe jener excentrischen Zeit vollkommen willkürlich — bei dem Gedanken an: Was habe ich selbst zu verlieren? warum zögere ich, mich selbst der Freiheit zum Opfer zu bringen und etwas

zu thun und zu wagen, was Andere nicht wagen und was das Vaterland vielleicht rettet? Die Männer entflammen den Bürgerkrieg im Namen der Freiheit — wenn sie im Namen der Freiheit einen Einzelnen ermordet, der ihr am Meisten Gefahr und Schrecken bringt, die Freunde des Volkes tödtet im Namen des Volkes und das weiße Band der Freiheit im Bürgerblute wälzt — ist das nicht eines Mädchens würdig, das wenig nützen würde, wenn es mit in Reih und Glied kämpfte — Alles aber vielleicht, wenn es so handelt und ein mächtiges Opfer sich wählend selbst sich opferte?

Heimlich verläßt sie das Haus ihres Vaters bei Nacht am 1. Juli 1793 und reist nach Paris. Erst von dort aus schreibt sie den Ihrigen, wo sie sei und daß man ihr nicht zürnen möge über das, was sie vorhabe und daß sie wahrscheinlich niemals zurückkehre.

Man erzählt, daß sie Anfangs geschwankt, ob Robespierre oder Marat von ihrer Hand fallen solle, als sie zufällig ein Blatt von Marats Volksfreund las, worin er den Gedanken entwickelte, daß noch 200,000 Köpfe fallen müßten. Dies bestimmte ihren Entschluß. Sie hatte nicht nur den Tod der Girondisten und unzählicher Anderer zu rächen, sie hatte, — was ihr mehr galt, 200,000 davor zu bewahren!

Am 12. Juli kam sie in Paris an. Mit Unwillen wohnte sie den Verhandlungen des Convents bei, doch gelang es ihr nicht, Marat zu sehen, da er

schon länger als einen Monat krank und nicht im Convent erschienen war. Sie mußte also suchen, bei ihm selbst Zutritt zu erhalten, was ihr zweimal abgeschlagen ward. Im dritten Briefe schrieb sie ihm, daß sie eine Verschwörung zu entdecken habe und folgte diesem Briefe alsbald selbst. Marat befand sich im Bade, als ihm das Billet übergeben ward, und empfing sogleich das Mädchen und unternahm es, sie ohne Zeugen zu sprechen, ungeachtet der Bitten seiner Haushälterin. Charlotte hielt ein Memoire in der Hand; er beeilte sich, sie um die Namen der Beschwörer zu befragen, welche die Stadt Caen zu ihrem Asyle erkoren hatten Sie nannte dieselben, welche er mit einer wilden Freude auf einer Liste verzeichnete, worauf er sprach: „Sie werden bald ihre Strafe erhalten; ich werde sie sämmtlich guillotiniren lassen!"

Kaum hatte er diese Worte geendet, so stieß ihm Charlotte ein Messer in die Brust. „Mir das?" rief er aus und sank sterbend zurück. Charlotte machte keinen Versuch zu fliehen; sie wußte, was sie gethan und was ihrer wartete. Ruhig, wie eine höhere Erscheinung blieb die Jungfrau unter dem sie alsbald umgebenden Tumulte stehen. Es war am 17. Juli Abends 7 Uhr. Man brachte sie in die Abtei und von da in die Conciergerie. Da schrieb sie zwei Briefe, einen an Barbaroux, den andern an ihren Vater, die sich beide durch eine rührende und edle Einfachheit auszeichneten. Ihren Vater bat sie um Verzeihung, ohne seine Einwilligung über ihr Leben disponirt zu haben; sie schloß

mit den Worten Cornailles: Le crime fait la honte, et non pas l'echafaud." Am Morgen erschien sie vor dem Revolutionstribunale. Voll Würde und edlen Muthes ertheilte sie ihre Antworten. Der Verhörrichter fragte sie u. A. „Was beabsichtigtest Du durch Marats Ermordung?" Sie antwortete: „Frankreichs Ruhe!" — „Hattest Du diesen Plan lange gehegt?" — „Seit dem 31. Mai, wo die Volksabgeordneten geächtet wurden." — „Du erfuhrst also aus den Tageblättern, Marat sei Anarchist?" — „Ja, ich wußte, daß er Frankreich verkehrte." „Ich habe" setzte sie mit starkerhobener Stimme hinzu, „einen Menschen ermordet, um Hunderttausende zu retten, einen Bösewicht, um Unschuldige zu bewahren, ein wildes Thier, meinem Vaterlande Ruhe zu schaffen. Ich war Freibürgerin vor der Umwälzung und nie hat es mir an Kraft gebrochen!"

Der berühmte Advocat Chauveau Lagarde war ihr Vertheidiger, der mit meisterhafter Beredtsamkeit aus den unumwundenen Geständnissen Charlottens ihren Hang zur politischen Schwärmerei darzuthun suchte. Ihm gab Charlotte den Auftrag, ihre im Gefängniß gemachten Schulden zu bezahlen, da ihr Vermögen confiscirt worden sei. Während des öffentlichen Verhörs zeichnete ein deutscher Maler ihren Kopf und betrachtete sie mit der innigsten Theilnahme, am Ausgang hatte sie Gelegenheit ihn zu sprechen und zu danken; dabei sagte sie, sie freue sich, wenn man erfahre, wie sie ausgesehen, damit man sie nicht für ein männlich entartetes Weib halte. Noch hinterließ sie eine Adresse

an das französische Volk, die einen schwärmerischen Patriotismus und wahre Freiheitsbegeisterung athmete. Ihr Todesurtheil vernahm sie mit Gelassenheit. Mitten durch das sie verwünschende und verhöhnende Volk, von einem rothen Mantel umgeben, den man ihr übergeworfen hatte, ging sie mit ruhiger Miene zum Schaffot und verleugnete diese Ruhe nur in dem Augenblick, als ihr die rohe Hand des Henkers vor der Menge das Halstuch abriß. — Als sie guillotinirt war, rief ein Deutscher, Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz: „Wahrlich, sie ist größer als Brutus!" Dafür mußte auch er mit dem Leben büßen.

Sie starb am 17. Juli Abends bei Sonnenuntergang, 25 Jahre alt.

Das Andenken an ihre begeisterte Gesinnung und ihre heroische That wird immer bleiben, wenn sie an sich auch überflüssig war und das Gegentheil von dem bewirkte, was die Thäterin gehofft hatte. Ueberflüssig, weil der kranke Marat vielleicht so nicht wieder genesen wäre, und weil er im andern Falle so gut wie seine Mitgenossen sich selbst würde das Schaffot bereitet haben. Vergeblich aber war sie, weil nun Marat zu einem „Märtyrer der Freiheit" gestempelt ward. Auf dem Carousselplatze wurde ihm ein Tempel mit einem Altar errichtet, vor dem Tag und Nacht eine Schildwache stand. Der meuchlings gemordete Marat ward für die Menge ein noch größerer Gegenstand der Begeisterung wie der lebende und ganze Schaaren unschuldiger Menschen bildeten für ihn das Todtenopfer.

Clara Angermann.

1753—1803.

Wie in den ältesten Zeiten, wo noch Barbarei und Rohheit fast überall im Volke herrschten, die Klöster die ersten Pflanz- und Pflegestätten der Kunst und Industrie waren, wie die Handarbeit und die Wissenschaft sich gleicher Weise in ihre Mauern flüchtete um da gesichert zu sein gegen Störung und Zerstörung, so geschah es auch später noch oft, daß namentlich die Frauen dieselbe Zufluchtsstätte aufsuchten, um da Schutz zu finden vor dem, noch immer in der Welt herrschenden Barbarenthum, welches den Frauen überall Schlingen der Verführung legt und ihnen gleichzeitig verbieten will, sich an höhere, allgemeine Interessen dahin zu geben, wie die Arbeit ihrer Hände für die Gesammtheit nutzenbringend zu verwenden. So erblicken wir auch noch im Jahre 1773 — im Jahre der ersten Theilung Polens — im Frauenkloster zu Thorn ein so reges, weiblichen, kunstreichen Handarbeiten gewidmetes Leben, daß es vielleicht als Muster zu dem

dienen könnte, was wir heutzutage als Industrieschule errichten möchten.

Damals hatten die meisten Klöster Schulen und Pensionate und in Polen zumal war es außer diesen Klosterschulen sehr schlecht um den Unterricht, besonders den weiblichen, bestellt. Die meisten katholischen Kinder wurden daher in den Klöstern erzogen, ohne deshalb für immer zum Klosterleben bestimmt zu sein, wenn auch frommer Eifer dabei nicht unterließ, bei einer Wahl des künftigen Berufs die ewigen wie zeitlichen Vortheile des Klosterlebens in das rechte Licht zu stellen.

Dies war auch das Loos Claras, der Tochter des Oberförster Angermann. Dieser, aus dem sächsischen Erzgebirge gebürtig, war zu jener Zeit nach Polen gekommen, als die Kurfürsten von Sachsen Könige von Polen waren. Die Zustände dieses Landes waren damals äußerst verwickelt. Von Parteihaß und Kampf war das Land zerrissen, bot es den Nachbarländern oft ein unwürdiges Schauspiel, das sie selbst zu übermüthigen Hoffnungen und bald intriguanten, bald despotischen Einmischungen reizte. — August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, hatte Warschau im April 1763 und damit ein Reich verlassen, in dem er sieben Jahre hindurch alle Uebel zu erdulden gehabt, die Ränkesucht und ungebändigter Trotz einer Nationalität über dem Haupte eines Fürsten anzuhäufen vermochten. Seine Abreise hatte die Losung zu noch größerem Unheil gegeben. Fürst

Czartoryski und Stanislaus Poniatowski, der Günstling der russischen Kaiserin Katharina und als solcher unverantwortlich, schalteten nach Willkühr im Lande. Der polnische Adel versammelte sich zu Bialystock, dem Sitze des Großfeldherrn Branicki, der zwar des Stanislaus Schwager, aber keineswegs mit ihm einverstanden war. Der Tartar-Chan, Krim-Ghoray drohte den Russen mit 100,000 Lanzen, wenn sie wagen würden, eine einzige Hütte in Polen zu berühren. Da starb im October 1763 August III. zu Dresden, starb drei Wochen nach ihm sein Sohn und Nachfolger in der Kur, Friedrich Christian. Der Thron von Polen war unbesetzt. Als man den Tod Friedrich Christians erfuhr, sammelte sich die polnische Ritterschaft um den Großfeldherrn Branicki, entschlossen, sich mit dem Fürsten Karl von Radziwill zu vereinigen und ein Heer zu bilden, das sich der Erhebung des Poniatowski, der von geringem Herkommen und eine Creatur Katharinas II. war und den Unterdrückungsplänen Rußlands widersetzen sollte.

Angermann, der Oberförster auf Branickis Herrschaft, war diesem Gegner Poniatowskys treu ergeben, und die Antwort, welche Branicki Friedrich II., dem großen Preußenherrscher, gegeben, als dieser zur Mäßigung rathen ließ, hallte begeistert in dem redlichen Sachsen wider. Branicki hatte gesagt:

„Mäßigung in gerechter Nothwehr gegen Unterdrücker ist von dem Hochverrath wenig unterschieden. Das erste Verbrechen eines Republikaners ist: die Frei-

heit seiner Nation anzutasten, zu dulden, daß Andere es thun, das zweite."

Der Fürst Karl Radziwill hatte in Biala 3000 Mann versammelt, um sich dem Urtheil der Conförderation von Wilna zu widersetzen, das ihn und seine Freunde des Vermögens verlustig erklärte und sie verbannte. Er überzog die Güter des Czartoryski und schlug bei Slamin die Russen. Gleich darauf ward er von der nahenden Uebermacht umringt, sein Fußvolk ergab sich, er floh mit fünfhundert Reitern nach der türkischen Grenze, setzte schwimmend durch den Dniestr und suchte Schutz bei der Pforte. Angermann, der mit unter Radziwill gedient hatte, und der an dessen Gattin, die indeß in Thorn lebte, als Augenzeuge von ihm Nachricht bringen konnte, war wieder in sein Forsthaus entkommen — aber er fand es von russichem Gesindel demolirt und ausgeraubt, seine kranke Gattin war vor Angst und Schreck gestorben, sein Sohn gefangen und nur sein Töchterchen Clara ihm geblieben; seine Stelle war von einem Andern besetzt, Branitzki hatte Bialystock verlassen — und es blieb Angermann nichts übrig als mit seinen Kindern in die Fremde zu flüchten. So machte er sich auf den Weg nach Thorn und hoffte, vielleicht im Gefolge der Fürstin von Radziwill, die dort unangefochten, durch Preußen geschützt lebte, dessen Hof sie verwandt war, in seine geliebte sächsische Heimath zurückkehren zu können. Lebten ihm im sächsischen Erzgebirge doch noch Verwandte, darunter ein Bruder, der sich gleich ihm dem Forstwesen gewidmet

hatte und durch dessen Bekanntschaften vielleicht auch er wieder einen Dienst erhalten konnte.

Allein, von dem Tage an, wo Angermann in Thorn ankam, verließ ihn die früher unverwüstliche Gesundheit, der kräftige, eisenfeste Mann von sonst war bald nicht mehr in ihm wieder zu erkennen. Erst die Strapatze und Aufregung eines verunglückten Feldzugs, dann die Flucht, die schmerzlichen Erfahrungen bei der Rückkehr, nun die weite Fußwanderung in winterlicher Jahreszeit, dies Alles zusammen warf ihn auf ein Krankenlager, von dem er nur aufstand, um langsamer, aber eben so gewiß dem Grabe zuzusiechen. Die Fürstin Radziwill hatte ihn sammt seiner Kleinen in in ihren Palast in Thorn aufgenommen und befohlen, daß man für seine Verpflegung Sorge trage. Dies geschah, aber freilich in der unzulänglichen Weise der damaligen Zeit und einer polnischen Wirthschaft. Die kleine Clara wich nicht von seiner Seite und suchte für ihn Alles zu thun, was sie konnte. Anfangs hatte sie unter der Dienerschaft viel zu leiden, die selbst tyrannisch behandelt ward und darum auch gern wieder tyrannisirte, wo sie konnte, also auch ein kleines Mädchen; aber als ihr Vater sich so weit erholt hatte, daß er die Stelle eines Hausmeisters erhielt und nun Clara neben dem Vater sich allen Andern gefällig zu erweisen suchte, da ward sie auch bald der Liebling Aller und der Vater hatte nur den Kummer, daß sie ohne Unterricht aufwuchs. Als über ein Jahr so vergangen und er die Nähe seines Todes fühlend, sein Töchter-

chen der Fürstin empfahl, versprach sie dem Sterbenden für die Erziehung Claras und überhaupt für ihre ganze Existenz zu sorgen.

So kam denn Clara als Pensionärin bald darauf in ein Kloster in Thorn. Ihre Mutter war eine Katholikin gewesen, ihr Vater aber Lutheraner — war er doch ein Sohn des sächsischen Erzgebirges, das früh den evangelischen Glauben annahm und dann immer mit unerschütterlicher Treue an ihm hing. Er hatte es nun zwar geduldet, daß die Tochter nach dem Bekenntnisse der Mutter getauft war, aber er hatte immer so viel evangelische Aufklärung in seiner Familie bewahrt, daß sich dadurch der Unterschied der Bekenntnisse fast ganz verwischte. Clara lief daher auch im Kloster gar keine Gefahr, eine bigotte Katholikin zu werden oder gar eine Nonne, aber sie zeichnete sich durch gute Sitten, durch Fleiß und Lernbegierde aus und besonders hatten ihre kleinen Finger eine erstaunliche Geschicklichkeit zu allen feinen Arbeiten und konnten fertigen was ihre Augen sahen.

So lernte sie denn in diesem Kloster auch die Kunst des Tamburirens. Vorzüglich waren es Meßgewänder und Marienmäntel, welche die Nonnen fertigten, mit bunten Seiden-, wohl auch mit Goldfäden wurden in die in Rahmen gespannten schwerseidenen Stoffe nach vorgezeichneten Mustern mit Hülfe der Tamburirnadel die verschiedenartigsten Verzierungen angebracht. Leichter war es noch, dünne weiße Stoffe

zu Altardecken u. s. w. mit weißen Fäden zu bearbeiten, daß sie halb gewirkten Spitzen, halb mühsamen Stickereien glichen. Clara hatte besonders in letzter Arbeit eine außergewöhnliche Geschicklichkeit erlangt. Bei einer solchen Beschäftigung war es, als ihr einst eine Nonne die Legende einer Heiligen vorlas, welche ein Gelübde gethan, niemals andere Worte als Gebete zu sprechen und weil sie dies inmitten der verführungsreichen Welt gehalten, war auch allen ihren Gebeten Erhörung und sie selbst dadurch die Wohlthäterin der ganzen Gegend geworden. Begeistert rief die Nonne: „Welch ein segensreiches Leben! wer doch vermöchte diesem erhabenen Vorbilde zu gleichen!"

Aber Clara entgegnete sanft, indem sie ihre blauen Augen erhob: „Und doch heißt der schöne Spruch: „Bete und arbeite!" Er wird in diesem Kloster selbst befolgt und ich glaube, wenn man nur das Beten nicht vergißt, kann man durch Arbeiten eben so viel Segen stiften, wie diese Jungfrau durch Gebet gestiftet." Die Nonne hatte ein ironisches Lächeln als Antwort, mit dem sie sagen mochte: Versuch es doch! Ich selbst habe Dich die Kunst des Tamburirens gelehrt, — aber welch ein Segen kann denn dadurch gestiftet werden? Unsre Arbeit ist nur geheiligt, weil wir sie zum Theil der Kirche weihen und weil der Ertrag auch für die gewöhnlichen Verkaufsgegenstände mit verwandt wird, das Kloster zu erhalten." Clara aber sprach darauf das Wort aus: „Die Arbeit erhält Alles und Diejenigen, welche Andere arbeiten leh-

ren, erwerben sich mehr Verdienst um sie, als Diejenigen, welche ihrer nur betend gedenken."

Um diese Zeit erschien die Fürstin Radziwill selbst im Kloster. Sie hatte wohl das Pensionsgeld für ihren Schützling bezahlt, sonst aber sich wenig um diesen selbst gekümmert. — Bald nachdem Clara in das Kloster gebracht worden, war der Fürst Karl von Radziwill aus der Türkei zurückgekehrt und nach Dresden geflüchtet, dorthin folgte ihm auch seine Gemahlin, wo er einige Jahre darauf starb. Stanislaus Poniatowski, der durch russischen Einfluß auf den polnischen Thron gelangt und als August IV. gekrönt worden war, konnte sich nur mit Mühe auf demselben behaupten. Verschwörungen, Parteikämpfe und die Krieg führenden Nachbarländer bedrohten ihn von allen Seiten und zerrütteten das Land. Im Jahre 1773 ward die erste Theilung Polens vollzogen und Polen verlor 3925 Quadratmeilen Landes an Preußen, Oestreich und Rußland. Thorn war noch polnisch geblieben und die Fürstin Radziwill kehrte wieder dahin zurück und erinnerte sich dabei auch ihres Pflegekindes.

Die Fürstin stellte es Clara frei, ob sie den Schleier nehmen, oder in ihrem Gefolge mit nach Dresden gehen wolle, Claras Entschluß war schnell gefaßt. Sachsen war von je das Land ihrer Sehnsucht gewesen, es war das Vaterland ihres Vaters und auf seinem Sterbebette noch hatte er sie an seinen Bruder gewiesen, der dort im Erzgebirge Oberförster war. Verließ sie auch mit Wehmuth das Kloster und die

guten Nonnen und folgte sie mit Bangen der stolzen Fürstin, unter deren Launen sie auch wirklich viel zu leiden hatte, in die fremde Welt, so freute sie sich doch an all' dem Neuen, das sie auf der Reise von Polen nach Dresden, die damals selbst mit den Courirpferden einer polnischen Fürstin noch lang und beschwerlich genug war, zu sehen bekam. Einmal in Sachsen angelangt, suchte sie auch Erkundigungen einzuziehen, ob ihr Oheim noch lebe und wie es ihm gehe? und die herrische Fürstin, die Alle, welche irgend eine Wohlthat von ihr genossen, wie Leibeigene betrachtete, die sie mit despotischer Willkür behandelte und die keine eigenen Wünsche haben durften, erklärte ihr eines Tages im Zorn: sie habe Clara nicht fortschicken wollen, wenn sie aber glaube, ihre Verwandten würden besser für sie sorgen, so werde sie die Fürstin Radziwill nicht zurückhalten.

Da Clara fühlte, daß sie bei der stolzen Frau nur das Gnadenbrod aß, so verließ sie dieselbe und machte sich auf den Weg nach Eibenstock, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, wo, wie sie gehört hatte, ihr Onkel mit seiner Familie lebte.

Dort fand sie denn auch die freundlichste Aufnahme. Aber der Förster hatte selbst viele Kinder und dabei doch nur eine sehr bescheidene Einnahme, so daß sich Clara bald sagte, daß sie es nicht annehmen könne, hier wie eine Tochter des Hauses gehalten zu werden und dafür nichts zu thun als ein wenig in der Wirthschaft mit zu helfen. Immer dachte sie darüber nach,

wie sie wohl selbst etwas verdienen könne. Sie zeigte darum ihre Kragen und Schürzen, die sie mit tamburirten Kanten geschmückt, und sowohl die Oberförsterin als die Töchter des Hauses versicherten, daß sie dergleichen noch nie gesehen. Viel mehr aber noch stieg ihre Verwunderung, als Clara ihre Tamburirnadel holte, ein Stück weißen Petinet in einen Stickrahmen spannte, ein Muster darauf zeichnete und in kurzer Zeit mit Hülfe der Tamburir- oder Häkelnadel und eines einzigen Fadens es dauerhaft und zierlich darauf ausgeführt hatte. „Das mußt Du uns lehren!" riefen die Mädchen, und die Oberförsterin nannte einige Damen ihrer Bekanntschaft, die gewiß wünschen würden, solche Kragen und Schleier zu tragen.

Clara ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie tamburirte Mehreres dergleichen, man zeigte es den Bekannten des Hauses und die Modedamen darunter wollten gern die ersten sein, Gegenstände aus dieser neuen Arbeit zu tragen! so machte man weitere Bestellungen. Nicht lange währte es, so erschien ein unternehmender Spitzenhändler der Stadt bei Clara und fragte an: ob sie ihm tamburirte Kragen und Schleier für sein Geschäft dutzendweise liefern wolle? Clara versprach es gern, glücklich, eine Erwerbsquelle gefunden zu haben, die sie dem drückenden Gefühle enthob, ihren Verwandten zur Last zu fallen. Ihre Cousinen waren ihre besten Schülerinnen und theilten ihren Verdienst. Bald aber reichten die Arbeiten dieser Hände nicht mehr aus und Clara gab Unterricht im

Tamburiren, den wohlhabenden Mädchen für Geld, den armen umsonst.

In Eibenstock lernte sie denn auch den jungen Forstgehülfen Nollain kennen und es entspann sich zwischen beiden ein inniges Liebesverhältniß, das zur Verlobung und Verheirathung führte, als Nollain die Revierförsterstelle in Hubertusburg, dem berühmten Jagdschloß des Kurfürsten von Sachsen, erhielt und da eine Häuslichkeit sich gründen konnte. Clara erfreute sich an dieser um so mehr als sie sich durch die Arbeit ihrer Hände ihre Ausstattung selbst verdient hatte und diese auch jetzt noch anwenden konnte, für die Verschönerung des Hauswesens durch Arbeit und Erwerb zu sorgen. Auch hier gab sie Unterricht und führte den neuen Erwerbszweig, der in Eibenstock fort blühete, ebenfalls unter den Frauen in Hubertusburg und Umgegend ein.

Sie ward dadurch die Wohlthäterin der ganzen Gegend und des ganzen weiblichen Geschlechts, denn Tamburir- oder Häkelnadel beschäftigen noch jetzt tausend fleißige Frauenhände und namentlich da, wo das Tamburiren der Weißwaaren fabrikmäßig betrieben wird, wie im sächsischen Erzgebirge und Voigtlande, ist dies die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Frauen, Darum kann man Clara Angermann wohl die Worte nachrufen, die sie einst im Kloster sprach:

Diejenigen, welche Andern arbeiten lehren, erwerben sich mehr Verdienst um sie, als Diejenigen, welche ihrer nur im Gebete gedenken.

Clara starb als Frau Oberförsterin Nollain, umringt von wohlgerathenen Kindern, deren Nachkommen noch jetzt in Eibenstock leben und gesegnet nicht nur von ihnen, sondern von Allen, die sie kannten und von Allen, die selbst, ohne sie zu kennen, Arbeit und Brod durch sie gefunden hatten zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Rahel Levin Varnhagen.

1771—1833.

Rahel Antonie Friedrike Levin ward zum Pfingstfest 1771 in Berlin geboren. Sie war ein so kleines und schwächliches Kind, daß man sie in Baumwolle gepackt in eine Schachtel legte, weil fast Niemand sie zu berühren wagte. Ihr Vater war ein jüdischer Kaufman, der seine Familie ziemlich tyranisirte, auch Rahel, obwohl sie schon als Kind sein Liebling war und er sich viel mit ihr beschäftigte. Sie erhielt nur unregelmäßigen, unvollkommenen Unterricht, wie überhaupt damals noch zumeist der Fall war, aber es standen ihr immer viele Bücher zu Gebote und sie hatte Zeit sich selbst zu bilden und zu belehren. Was auf der einen Seite ein Mangel war, förderte auf der anderen die selbstständige Entwickelung ihrer reichen Anlagen, schärfte früh ihren Verstand und ihr Urtheil und ließ zugleich der Entwickelung ihres Gemüthes den freiesten Spielraum. So von Kindheit auf, durch die Verhältnisse wie durch die Natur zu eignem Nachdenken und Prüfen hingetrieben, mußte Rahel Alles,

was sie war und wußte frei sich selbst herausbilden; Ueberlieferung durch Unterricht war für sie kein Mittel der Erkenntniß. Ihr Bruder war der als Schriftsteller bekannte „Ludwig Robert."

Nach des Vaters Tode befand sich Rahel bei ihrer Mutter, welche den Geist der Tochter um so freier gewähren ließ, als sie in ihr die kindliche Liebe, so wie die zarteste Geschwistersorge thätig, und ihr ganzes Betragen von der strengsten und edelsten Wahrhaftigkeit, so wie von dem richtigsten Verstande geleitet sah.

Sie trat aus Ueberzeugung zum Christenthume über, ein so aufgeklärter Geist wie der ihrige, mußte sich sagen, daß alle die geistige Bildung, welche sie erlangt, doch nur ein Ausfluß des durch das Christenthum überhaupt bewirkten Fortschrittes war und so schloß sie sich mit ihrer wahrheitsglühenden Seele demselben auch im äußern Bekenntniß freudig an. Sie scheute sich weder trotz der vielen damals noch herrschenden Verurtheile und der rechtlosen Stellung, in welcher sich die Juden noch befanden, zu bekennen, daß sie selbst als Jüdin geboren war, noch scheute sie sich ihren Uebertritt zum Christenthume als eine Folge eigenster Erkentniß zu thun und darzustellen.

Ebenso reifte sie eine glühende Jugendliebe, welche sie zur Entsagung zwang und so, in der Meinung, mit ihrem Herzen und seinen Liebesempfindungen abgeschlossen zu haben, bewegte sie sich um so sicherer in dem Kreis bedeutender Männer, welche den verschiedensten Berufszweigen, Ständen und Altern

zugehörig mit Eifer ihre Freundschaft suchten. Nicht minder war sie allen Frauen, die ihr nahe traten, eine treue Freundin und Beratherin. In ihrer nächsten Umgebung aber stand sie allein, nicht verstanden, nicht anerkannt, nicht gehegt, nicht geliebt wie sie es bedurfte, sondern gleichgültig außer Acht gelassen, oder auch eigensüchtig benutzt und gemißbraucht. Als Ersatz für solche Noth mit den Nächsten eröffneten sich ihr die gehaltreichsten Beziehungen zu Fremden. Der geniale Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen war ihr innigster Freund und unterhielt den regsten geistigen Verkehr mit ihr. Männer wie Gentz, die beiden Humboldt und Friedrich Schlegel waren ihr ebenfalls zugethan. Graf Tilly, Gustav von Brinkmann, Hans Genelli, Burgsdorf, Major von Gualtiri, Ludwig und Friedrich Tieck, Graf Casa-Valencia, Fürst Reuß, Navarro und viele andere Diplomaten, Militärs, Künstler und Gelehrte zählten zu ihren näheren Bekannten. Nur zuweilen wurden durch kleine Reisen nach Leipzig, Schlesien, Karlsbad, Teplitz, Prag und Pyrmont diese geselligen Verhältniße unterbrochen. 1800 war sie in Paris und bald darauf in Amsterdam, wohin ihre Schwester Rose sich verheirathete.

Die Unglücksfälle, welche 1806 über Preußen hereinbrachen, trafen Rahel nicht nur in ihrer Liebe zum Vaterland, sondern auch in ihren eigensten und innersten Lebensverhältnissen auf das Schmerzlichste. Prinz Louis Ferdinand, der in ihrer Freundschaft seine rein-

sten Empfindungen und edelsten Erhebungen genährt, war bei Saalfeld gefallen und der ganze Kreis von ausgezeichneten Freunden zerissen und zerstreut. Wenn sie einen ihrer theuerstem Freunde, Alexander von Marwitz in Friedersdorf schrieb: (1817.)

„Es giebt nur Lokalwahrheiten, und die Zeit ist nichts, als die Bedingung, unter welcher sie sich bewegen, entwickeln, leben, wirken; jeder Mensch ist in seine Zeit gebannt; unsere ist die des sich selbst in's Unendliche, bis zum Schwindel bespiegelnden Bewußtseins“ —

so muß man allerdings sagen, daß sie mit diesen letzten Worten nicht allein ihre Zeit, sondern auch sich selbst am Treffendsten characteresirte, denn auf dieser Selbstbespiegelung basirten damals die meisten Freundschaftsbündnisse, sie machte einen großen Theil der damaligen Geselligkeit aus, sie war die Seele der unzähligen Correspondenzen, welche fast alle hervorragende Geister miteinander führten und welche speciell Rahel nach allen Windrosen hin unterhielt. Aber was war zumeist der Inhalt dieser Briefe? Beobachtungen und Zergliederungen des eignen Selbst; ein Wühlen in ganz individuellen Verhältnissen, Zuständen, Anschauungen, Bemerkungen über Philosophie, Litteratur, Litteraten, Theater und Schauspieler, eine Geistreichigkeit, die sich in glänzenden Apercus besonders gefiel, eine Subjectivität, die sich sebst zum Mittelpunkt der Welt machte, alle ihre Stimmungen so sehr belauschte, daß sie dieselbe nicht nicht nur in Briefen und Tagebüchern

fixiren, sondern zu ihrer Erklärung auch noch das Wetter und die Windrichtung hinzufügte — und das Alles zur Zeit der französischen Revolution, als eine Welt aus den Fugen ging — zur Zeit der Fremdherrschaft in Deutschland, der tiefsten Schmach des Vaterlandes — erst als es sich erhob, begriffen auch diese exclusiven Schöngeister, daß sie eine andere Aufgabe hätten, als nur sich in sich selbst und einander zu vertiefen, nur sich selbst und Andere durch dieses ewige Wühlen im eigenem Herzen zu quälen. Männer wie Frauen waren damals in gleicher Ueberschwenglichkeit durch ihre Seelenzustände in Anspruch genommen und lebten damit doch zumeist nur sich, wo sie für Andere zu leben schienen. Rahel nun vollends litt durch einen kränklichen Körper, lebte sich selbst in die Nervenreizbarkeit hinein und so bekamen auch alle ihre Mittheilungen etwas Pathologisches — aber sie war darum doch nur ein echter Typus ihrer Zeit und ist eine von den wenigen Frauen, die ohne eine Prinzessin oder hochgestellte Frau, ohne Schriftstellerin oder Künstlerin zu sein, doch so gleichsam selbst ein Brennpunkt ward, für die Ausstrahlungen des geistigen Lebens ihrer Zeitgenossen. Göthe, dessen hohen Werth sie schon erkannte, wie viele Andere noch nicht von seiner Größe überzeugt waren und den sie in Teplitz auch persönlich kennen gelernt hatte, sagte schon 1795 von ihr:

„Rahel ist ein liebevolles Mädchen. Sie ist stark in jeder ihren Empfindungen und doch leicht in jeder Außerung; jenes giebt ihr eine hohe Bedeutung,

das macht sie angenehm; jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, und dies, daß diese Originalität liebenswürdig wird, daß sie uns gefällt. Es ist nicht zu leugnen, es giebt viele wenigstens original scheinende Menschen in der Welt; aber was sichert uns dafür, daß es nicht bloßer Schein ist? Daß das, was wir für Eingebungen eines höheren Geistes zu halten geneigt sind, nicht blos Wirkung einer vorübergehenden Laune ist. Nicht so ist es bei ihr — sie ist in jedem Augenblicke sich gleich, immer in einer Art bewegt, und doch ruhig, — kurz, sie ist was ich eine schöne Seele nennen möchte; man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten."

1803 trafen Rahel und Gustav Varnhagen einander zuerst. Varnhagen beschreibt sie: „Es erschien eine leichte, gracieuse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz von reichem schwarzem Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch festen dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gaben oder aufnahmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Sie bewegte sich in dunkler Kleidung fast schattenartig, aber frei und sicher, und ihre Begrüßung war so bequem als gütig. Was mich aber am Ueberraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele herauftönende Stimme, und das wunderbarste Sprechen, das mir noch vorgekommen war.

In leichten, anspruchslosen Äußerungen der eigenthümlichsten Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit und dies offen genug eingeprägt.“ Eine weitere Annäherung fand damals nicht statt. Im Herbst 1807, als Fichte seine Reden an die deutsche Nation in Berlin hielt, sah Varnhagen auch Rahel dabei regelmäßig erscheinen, aber erst 1808 fand sich eine Gelegenheit mit ihr zu sprechen, sie bei Mutter und Bruder zu besuchen.

Im folgenden Sommer als sie auf dem Lande wohnte und er sie öfter sah, entwickelte sich das innigste Verhältniß zwischen ihnen. Varnhagen war erst 24 Jahr alt und Rahel 36. „Dieser Umstand“ sagte er selbst, „welcher unser ganze Leubesstellung weit auseinander zu rücken schien, hätte dies wirklich vermocht, wäre er in sich selber wahr gewesen. Allein er bestand nur als Zufälliges und war in allen Wesentlichen aufgehoben und vernichtet. — Eine dauernde Vereinigung, „fährt er fort“ mußte uns aber damals noch versagt bleiben. Meine Universitätsjahre waren noch nicht abgelaufen, der Versuch, in das bürgerliche Leben einzutreten, durfte nicht unterbleiben, und kaum an der Schwelle von diesem sah ich mich durch innere Unruhen und den Drang der Zeiten zu dem Wechsel der Verhältnisse fortgerissen. Zweimaliger Kriegdienst, Reisen, Zerstreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverständnisse, nichts konnte jemals in meinem Innern das Band berühren, das

mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Ueberzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wisse, erschüttern und das unermüdete Hinstreben zu diesem Ziele auch nur einen Augenblick schwächen. Sechs Jahre vergingen auf diese Weise, nur unterbrochen durch Zeiten des Wiedersehens.

1808 im October starb Rahels Mutter; sie hatten beide einander nie recht verstanden, aber Rahel war doch ihre treueste Pflegerin in ihrer langen Krankheit und untröstlich, als sie starb und sie sich nun im Leben sah, ohne Jemand, für den sie in den alltäglichen Dingen zu denken, zu arbeiten, zu sorgen und zu wirthschaften hatte — dies Alles für sich allein zu thun, erschien ihr unerträglich, wie den meisten Frauen, sie gab sich darum um so mehr an ihre Freunde hin.

An Varnhagen schrieb sie 1811 nach einem Wiedersehen: „Bist du, wie ich es sehe und weiß, ganz von meinem Dasein durchglüht nnd erfüllt, so werde auch ich in Deiner Nähe glücklich sein und Dich zu Schutz und Umgang wählen können. Quäle mich nicht mit Kleinigkeiten und wir können ein edles und schönes Leben führen! — Du hast mich gelehrt in einer Atmospähre von Liebe zu wohnen und Alles berührt mich unheimisch und kalt ohne sie. Ich kenne Dich ganz und liebe Dich und rechne auf Dich und auf Dein Fortschreiten in jedem Sinne. War es Eitelkeit, so nahm meine Eitelkeit den Weg, auf den ich dachte: er wird mich anders als die andern Frauen behandeln, denn keine

war ihm noch, von denen er begegnete, gewachsen. Ich stehe auch als Freund hoch über allen bei Dir! Dies charakterisirt am besten ihr schönes Verhältniß.

1812 schrieb sie aus Berlin: „Mich leben und lieben von neuem, trotz meiner äußerst beschränkten Lage, alle Klassen von Menschen meiner Geselligkeit wegen —“ und welche Menschen waren es die sich persönlich oder schriftlich in Folge früheren Begegnens bei dem alleinstehenden Mädchen einfanden: Schleiermacher, Fichte, Wolf, Brentano, Jean Paul, Kleist (noch kurz vorher, ehe er sich und seine Geliebte erschoß, im December 1811), Fouqué und Frau, Righini, Beethoven.

1813 schrieb Rahel aus Berlin im März: „Mich beugt der Krieg sehr — der Beweis, daß wir noch inmitten des Rohesten leben, das verwundender Krieg und tolles Nehmen und Wehren bis zu unsern Schwellen kommen kann daß wir vor den Wilden nichts voraus haben; Bücher, gebildete Reden, wohlthätiges Sein daliegt, und nicht in unsern großen Verfassungen mit inbegriffen steht, das wir alledem ausgesetzt sind, und nur prahlend uns aufmuntern, wenn wir unsere Meinungen und Reflexionen über alle andern setzen — das beugt mich. Freilich war irgendwo Krieg so lange ich lebe; das Nahe dringt sich einem aber am meisten auf, und die ganze Erde ist ja jetzt in der Ansteckung.“

Später lobt sie Wittgensteins Proklamationen und Aufrufe „weil er seinen Feind zu ehren weiß, die

Nation schont und nicht schimpft. So redlich muß man auftreten und will man der Deutschen Charakter hervortreten lassen, diese geziemende, edle Seite hervorkehren. — Sorge dafür" schreibt sie an Varnhagen der in Hamburg stand, „daß auch das, was von Euren Herren ausgeht, edel, einfach, gefaßt und ernst sei. — Feure nah und fern, wie Du nur kannst zu dieser stärkenden, allein heilbringenden Ordnungsmäßigkeit und Rechtsanerkennung und Uebung an. Ich bin ein Nichts und Kraft und Stimme spar ich dazu keinen Tag bei keinem Menschen, bei keiner Gelegenheit; wenn ein Jeder so thut und wirkt so werden Alle besser; und daß dies geschehe dazu sei unser langes Elend und unser herbes Sertiten uns gut."

Im April ward bei Rahel von Männern und Frauen verabredet, durch Frauen in Berlin ein Lazareth zu stiften, wozu dreißig Vorsteherinnen aus allen Ständen und Religionen gewählt wurden. Rahel verfaßte den Aufruf, den die Andern unterschrieben. Bald darauf (20 April 1813) schrieb sie an Varnhagen: „Ich muß noch nach Hemden laufen, die M. giebt; ich muß es, weil ich mir keine Mühe, kein Klettern, keinen Weg, keine Anrede und keine Rede mit gemeinen Leuten verdrießen lasse, weil ich denke: je schneller die Hülfe, desto mehr ist sie Hülfe; weil ich weiß, was krank schmachten ist, und keine Wäsche anziehen *können*, ebenso schlimm halte, als keine anzuziehen *haben*. Unser großes Lazareth war in einem *schrecklichen* Zustand! Wegen unordentlicher Einrichtung und Deprä=

dation. Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein Generalaufstand. Jeder schrie, lief und gab." — Später schrieb sie: „Schon lange drückt mir eine Reilsche Aussage und mehr, was ich von Lieferanten erfahren habe, das Herz ab. Reil sagte nämlich als die Frauen hier ihre Lazarethe errichten wollten: es helfe Alles nichts, wenn sie nicht selbst wirthschafteten und der ganzen Oekonomie und Pflege vorstehen wollten: in keinem Lazareth bekamen die Kranken was sie sollten —" und sie dringt darauf, daß Varnhagen dies durch die Presse bekannt mache.

„Gott gebe meinen geliebten Landsleuten Muth und Bescheidenheit! unser armes Land leidet entsetzlich. Jeder Kerl geht mir in die Seele! Aber sie benehmen sich wirklich gut! Alles hat Muth, Willen und Hülfe in jeder Art. Jünglinge verzweifeln, die nicht mit sollen, übernehmen drei, vier Posten und Stellen für ihre Brüder und sagen sie überleben die Schmach doch nicht! —"

Im Sommer ging sie nach Prag. Von dort schreibt sie im August, daß sie ein wahres preußisches Büreau bei sich habe: Wäsche, Essen, Geld wird ausgetheilt und verschickt. Unzähligen hilft sie durch Darlehne aus ihrer eignen beschränkten Kasse. Ihr theurer Freund A. von Marwitz, der bei Dessau verwundet und gefangen und später entflohen ist, kommt mit an. Alle ihre Landsleute suchen Hülfe, Rath und Trost bei ihr. „Du weißt, ich liebe den Krieg nicht, als Beschluß: wer weiß was er beschließt in der allgemeinen

Verderbniß! Frei von Feinden weiß ich, muß das Land sein, höheres, anderes sehe ich nicht an diesem Kriege: und gleich als Alle rüsten halfen dacht ich: Sieg oder Schmach — Verletzte, Verwundete bringt er unfehlbar: denen hilf! Und so thue ich auch. Und Gott hat Großes an mir gethan; die sich Monate lang zwölf Thaler absparen mußte, wenn sie sie geben wollte: nun spende ich im fremden Lande, wo unsre Jugend und unsere Soldaten verwundet, dürftig sind, Hunderte! — Den Weibern geziemt es besonders, dem überwundenen Feind zu helfen, und ihm zu sagen, sie sollen es auch so machen und zu Hause erzählen; und im Felde nicht vergessen."

Als die erste Nachricht von der Leipziger Schlacht nach Prag kam, gab man im Theater gerade ein Stück von Rahel's Bruder Ludwig Robert. Ein Courier, der darin vorkommt, las den Siegesbericht vor, der über eine Viertelstunde dauerte, und den die Behörde bis zum Theater zurückgehalten hatte. Alles applaudirte und war außer sich vor Entzücken. — Rahel schrieb: Ob nun die Fürsten wohl gelernt haben was Eintracht ist? — Friede will ich: und jedem Sohn bei seiner Mutter, Feinde und Freunde ihre!"

Rahel warnt vor Eitelkeit und Hochmuth, sie hat sie kennen lernen die große Welt der Diplomaten Staatenlenker. „Diese Kerle mit Manschetten," wie sie sich ausdrückt, „die Alles verletzen, die Gesellschaft im Großen und jedes Herz des Einzelnen, sie überschütten Europa mit Krieg — sich selbst aber sichern

sie!“ Sie kennt sie und nennt sie „diese von Lügen zusammengebackene litterarische und große Welt! wie ganz stupid und nichtig, durch Dünkel zusammengekittet wird Deutschland, ein irres, wirres Nachsprechen summt ans jedem Kopf um die andern umher und betäubt sie, zum bis Betrunkensein in Eitelkeit. —“

Im December d. J. schreibt sie noch aus Prag an Varnhagen: Nie sah ich so den Krieg! Ein Schuft wär ich gewesen, hätt' ich nicht mit leiden wollen. Ich mache mir sogar bei jeder guten Suppe ein Gewissen. Nun sind wir ruhig: aber in ganz Deutschland, in Holland überall haut und schießt man in Menschen, in weiches, schmerzfähiges Fleisch, Adern und Gebein! Man nimmt, darbt und mißhandelt! Ach von meinen Jägern weiß ich jedes Detail. Da bist du darunter gegen den bösen Davoust. Und doch wollte ich nicht Du wärst zu Hause!“

Varnhagen war mit in Paris, sie konnte ein paar Monate keine Nachricht von ihm erhalten, quälte sich und war schwer erkrankt. Ende April erhielt sie endlich einen Brief — er war wohlbehalten; aber Marwitz war geblieben in der Schlacht. —

Rahel ging im Sommer nach Teplitz, wohin Varnhagen auch kam als es Frieden geworden und am 27. September 1814 feierten sie in Berlin ihre Vermählung.

Noch einmal brach der Krieg aus und brachte Unruhe in ihr Dasein. Aus Wien schrieb Rahel im März 1815: „Hier, wo man ganz Deutschland bei

einander sieht, sieht man recht wie es auseinander ist.“ Ihrer Schwester schrieb sie: „Ich habe viel Ursach zufrieden zu sein, von seinem Gemahl solche Liebesbriefe zu bekommen, denen man so mit der besten Sehnsucht aus ungetrübtem Herzen danken und erwidern kann, ist wohl ein Glück zum Knieen. Ich nehme es ganz in mir auf als Himmelssendung!“ Auch ein Jahr später schrieb sie wieder: „Ich bin ganz glücklich, denn Varnhagens Betragen hat sich in nichts geändert, wie du es kennst und durch einen Zauber, den ich nicht kenne, ist er verliebt in mich und erfüllt von dem was mir lieb sein könnte.“

Im August 1815 war sie mit ihrem Gatten, der mit dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg nach Paris gegangen war, in Frankfurt am Main zusammengetroffen und folgte ihm nach Karlsruhe als er dort seinen neuen Posten antrat. Von 1819 an lebte sie mit ihm still in einem kleinen, aber auserwählten Kreise geistreicher Personen wieder zu Berlin. Als 1831 die Cholera daselbst ausbrach, suchte sie, obwohl selbst körperlich leidend wie fast immer, so weit ihre Kräfte reichten, Trost und Hülfe zu spenden. Im Sommer 1832 überstand sie noch einmal eine große Krankheit, aber der Tod ihres Bruders und seiner Frau erschütterten sie wieder gewaltig.

Sie war Mitte Januar zum letztenmal ausgefahren und starb Anfang März 1833, am 14. ward sie begraben.

„Eine seltene Theilnahme“, berichtet Varnhagen

selbst, wurde in allen Klassen durch die Nachricht dieses Trauerfalles erregt, in den höchsten wie in den untersten Kreisen zeigte sich tiefes herzliches Bedauern und würdigende Anerkennung. Die edlen Eigenschaften, die unversiegbare Güte des einsichtigen Wohlthuns und eines allgemein erfreuenden Benehmens, wurden auch von den Leuten des niedrigsten Standes herzlich gepriesen, denen die reichen Gaben des Geistes als solche nicht erkennbar sein konnten. Der weite Kreis der Freunde, der ältesten wie der jüngsten, Alle stimmten beeifert in dem klagevollen Bekenntniß überein, daß ihnen ein reichstes und bedeutendstes Lebensbild, ein höchstes Ziel, zu welchem sich Gedanken und Erinnerungen immer neu vertrauend hingezogen fanden, dahingegangen sei."

Rahel characterisirt wie gesagt ihre Zeit, sie characterisirt diese exclusive, subjective Bildung, die damals in Deutschland Mode war, die sich im Apparten gefiel und wenigstens unter allen Umständen sich das Bewußtsein retten wollte: daß die Geistreichen eine durch alle Städte verbreitete Gemeinschaft bildeten, der kein Unberufener sich zu nahen hatte — und darin stimmte sie mit fast allen gleichzeitigen hervorragenden Geistern überein: sie standen alle auf dem Standpunkt, von dem aus man Bildung, Fortschritt und Wissen als eine Domaine betrachtete, die man gern — wie damals die meisten Fürsten und Herren ihre Parks — absonderte von dem großen Ganzen und Unberufenen den Eintritt in sie verbot.

Rahel ist unverantwortlich dafür, daß sie diese

Schwäche theilte, da die größten Männer unter denen sie lebte von derselben beherrscht waren.

Sie ist auch unverantwortlich dafür, daß sie sich nur so subjectiv in ihr eignes Selbst vertiefte, auf alle und jede Regung ihrer Seele lauschte als habe sie eine besondere Wichtigkeit, auf alle und jede Regung ihrer Nerven, wodurch sie sich selbst nur noch kränker machte, als sie allerdings ihren Anlagen nach noch schon war — denn ihr fehlte der entsprechende Wirkungskreis, sie litt unter der Unthätigkeit und Berufslosigkeit, zu welcher sie ihr Geschlecht verdammt sah.

Ihr seltener Geist, ihre gediegene Bildung des Verstandes ist durch die Briefe und Tagebücher, die Varnhagen als Denkmal herausgegeben, documentirt — ihr Wille, ihre Fähigkeit mit Aufopferung und Selbstvergessenheit zu arbeiten und zu wirken, zeigt sich, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet: in den Jahren 1813 und 14, als sie im Dienst der Verwundeten eine so außerordentliche Thätigkeit entwickelte.

Hätte sich ihr eine solche früher geboten, würde sie vielleicht weniger krank, sicher aber weniger unbefriedigt und selbstquälerisch gewesen sein, als sie es in einem Leben werden mußte, das ihr keinen bestimmten Wirkungskreis zu bieten hatte.

Elisa von Ahlefeldt.

1790—1855

Elisa Davidia Margaretha von Ahlefeldt ward als die Tochter eines altadeligen Geschlechtes den 17. Nov. 1790 auf dem Schlosse Tronnkijör auf Langeland geboren. Ihr Vater, Friedrich von Ahlefeldt-Laurwig besaß die Grafschaft Lange-Land und war als Kammerherr und Offizier im Dienst König Friedrich VI. von Dänemark, dessen besonderer Liebling. Ahlefeldt vermählte sich aus Liebe mit Louise Charlotte von Hademann aus Holstein, die ihm zwei Kinder schenkte: der Sohn und Erbe der Majoratsherrschaft starb bald und nur Elisa, als Mädchen nach dem barbarischen Gesetz von der Anwartschaft auf die Familiengüter ausgeschlossen, blieb am Leben und erfreute sich der glücklichsten Kindheit und Jugend.

Außer von ihrer Mutter und sechs Tanten ward sie von einer Erzieherin, Marianne Philipi aus Hamburg vortrefflich erzogen. Man bildete ebensowohl ihre körperlichen wie ihre geistigen Talente aus. Tanzen, Reiten und musiciren war ihr bald geläufig, bei kirch-

lichen Aufführungen sang sie oft die Hauptpartieen, aber auch eine Fülle wissenschaftlicher Kenntnisse eignete sie sich an und jene schwärmerische Liebe zu den Meisterwerken der Dichter, wie zu ihnen selbst, welche den Beginn unsres Jahrhunderts charakterisirt und leider immer mehr und mehr verloren gegangen ist.

Der Graf war ein eifriger Musik- und Theaterfreund; er hielt sich selbst eine Kapelle auf seinem Schlosse und lud auch ganze Schauspielergesellschaften zu sich ein, bei deren Aufführungen Elise selbst durch Spiel und Gesang mitwirken mußte. Sie that dies aber nur ungern, weil die Schauspieler durch ihre Persönlichkeit, deren Unwissenheit, Rohheit und Leichtfertigkeit nicht dem poetischen Bilde entsprachen, welches sich das junge Mädchen von ihnen gemacht hatte, daraus entstand eine Abneigung gegen den ganzen Schauspielerstand, die Elisa nie zu überwinden vermochte. Ueberhaupt waren stets Personen aller Stände willkommene Gäste auf Tronnkijörschloß, wo man ein heitres geselliges Leben führte. Auch am Hof von Kopenhagen ward Elisa vorgestellt und mit Auszeichnung empfangen.

Indeß zeigte es sich bald, daß sich ihr Vater einem solchen Leben allzusehr hingab, der Frieden seiner Ehe, der Wohlstand seiner Familie ward dadurch untergraben. Seine Gemahlin ertrug es endlich nicht länger, mit einem Verschwender und Wüstling, wie er mehr und mehr geworden war, zusammen zu leben und

zog 1807 mit ihrer Tochter von ihm fort und auf ihr Gut Ludwigsburg.

Im Sommer 1808 machten beide eine Reise nach Deutschland und verweilten länger im Bade Nenndorf. Hier geschah es, daß eines Tages an der Table d'hote ein französischer Offizier, der schon öfter Elisens Tischnachbar gewesen, im Eifer des Gesprächs ihre Hand ergriff — ärgerlich über diese Dreistigkeit ergriff sie die nächste Wasserkaraffe und wusch sich die berührte Hand. Man hat in dieser Handlung einen Ausbruch des Franzosenhasses gesehen, der damals in Deutschland in der That gerechtfertigt war und der — so unzulässig es vom humanen Standpunkte aus ist, wenn Nationalitäten einander hassen, — doch da eine höhere Bedeutung gewinnt, wo er nicht der fremden Nation an sich, sondern nur den Unterdrückern der eigenen Nation gilt, — wie denn wahrhaft freie Völker einander niemals bekriegen, aber man gelangt nicht dadurch zur Menschlichkeit, daß man die Nation überspringt. Und so machte man der jungen Dame, die allerdings nur von mütterlicher Seite eine Deutsche war, aus diesem enragirten Patriotismus ein Verdienst und die mit an der Tafel speisenden preußischen Offiziere, die sich hier von ihren Wunden erholten, waren entzückt. Die Biographin Elisens, Ludmilla Assing, der wir überhaupt die meisten Daten zu dieser Skizze verdanken, erklärt, entgegen der früheren Annahme, diese Handlung Elisens für absichtslos und einfach mädchenhaft und nimmt diese gewissermaßen in Schutz, indem sie dieselbe den

Franzosen um Verzeihung bitten läßt, indeß ist uns doch ein excentrischer Patriotismus lieber als eine hochmüthige Prüderie. Aber auch diese Biographin giebt zu, daß dieser Vorfall der erste Anlaß zu Elisens Bekanntschaft mit Adolf von Lützow war.

Lützow hatte bereits in der Schill'schen Freischaar sich ausgezeichnet, war bei Kolberg verwundet und Hauptmann geworden und hielt sich in Nenndorf zur Heilung einer Beinwunde, die er dort erhalten, auf. Er lernte nun die schöne und liebenswürdige achtzehnjährige Elise näher kennen und verlobte sich in der Stille mit ihr, als er noch vor ihr abreisen mußte. Aber der Graf von Ahlefeldt war schwer für diese Verbindung zu gewinnen, da er für seine Tochter vortheilhaftere Partieen im Auge hatte. Er gab endlich nach, als Lützow seinen Abschied nahm; am 20. März 1810 fand Elisens Hochzeit mit diesem statt. Ihr Gatte führte sie dann mit sich nach Berlin. Nach 2 Jahren rief sie der am 30. März 1812 zu Kopenhagen erfolgende Tod ihrer Mutter wieder in die Heimath, doch bald, wenn auch sehr vom Schmerz gebeugt, folgte sie ihrem Gemahl wieder nach Berlin.

Da kam das große Jahr 1813 und hob sie über den Schmerz persönlichen Verlustes hinaus. König Friedrich Wilhelm von Preußen erließ jenen denkwürdigen Aufruf: „An mein Volk" und die ganze begeisterungsfähige deutsche Jugend brannte vor Begier ihm zu folgen. Lützow voran. Er hatte längst wieder in preußische Dienste treten wollen und eilte nun als Ma-

jor nach Breslau, dort eine Freischaar anzuwerben. Seine Gattin theilte seine Begeisterung, aber nicht nur diese, sie theilte seine Unternehmungen, Arbeiten, Entbehrungen, sie war mehr als er selbst die Seele des Werkes, das die Erlösung des Vaterlandes anbahnen sollte.

Als beide nach Breslau kamen, war die Stadt schon so von Fremden besucht, daß sie anfangs nur in einer kleinen, ärmlichen Schenke ein Unterkommen finden konnten. Die verwöhnte Tochter des Grafengeschlechtes schreckte vor einer solchen Umgeburg nicht zurück, nicht zurück vor den fremden Männern, die sie umdrängten. Während Lützow durch seine Geschäfte außerhalb des Hauses in Anspruch genommen ward, nahm Elisa an seiner Statt in einer ärmlichen Bierstube mit hölzernen Bänken die Anmeldungen der Männer entgegen, die sich zur Aufnahme in die Freischaar drängten und durch den Anblick der schönen jungen blonden Frau, die in ihrer Begeisterung allen wie eine siegverheißende Walkyre erschien, wurden sie nur um so mehr herbeigezogen und für die Sache des Vaterlandes gewonnen. Unter den Angeworbenen befand sich auch Theodor Körner, der begeisterte Dichter, und Friedrich Friesen, der ihr seine besondere Freundschaft widmete. Die ganze Schaar nannte sich dann „die Lützower“ und indem sie damit auch Elisens Namen trug, fühlte sich jeder Einzelne gleichsam mit verpflichtet, so edel und tapfer zu sein, daß er jederzeit unter den Augen der reinen und erhabenen Frau wieder

zeigen konnte, ohne sich je ihres Vertrauens und des Handschlages unwürdig gemacht zu haben, mit dem sie selbst ihn geweiht hatte. Ohne irgendwie selbst amazonenhaft mit am Kampfe Theil zu nehmen, hielt sie sich doch immer in möglichster Nähe des Kriegsschauplatzes auf. Bei den vielen Verwundungen, welche Lützow erhielt, eilte sie sogleich herbei und war seine liebevollste Pflegerin, auch andere Verwundete pflegte sie und legte überall selbst mit hülfreiche Hand an, wo es nur einen Schmerz zu lindern, einen Mangel zu beseitigen, eine Stütze zu bieten ihr möglich war.

Viele der gemachten Siegesbeuten widmeten ihr die Krieger und zwar nicht nur anfänglich, sondern auch noch im letzten Feldzuge, denn wie sie selbst nicht ermüdete, verrauchte auch die Begeisterung für sie nicht, wie etwa für ein vorübergehendes Phänomen. Als nach der Schlacht von Belle-Alliance 1815 Lieutenant Palm der Erste war, der in den eroberten Wagen Napoleons stieg, verschmähete er von den darin aufgehäuften Schätzen etwas für sich zu nehmen, aber zwei Gläser und ein paar Handschuh des Kaisers überbrachte er Elisen als Andenken. Sogar ein auf dem Schlachtfelde gefundener großer Hund von seltener Schönheit wurde ihr geschenkt und blieb viele Jahre lang ihr Begleiter.

Nachdem der Krieg beendet war, kam Lützow nach Königsberg zu stehen 1816, wohin ihm Elise von Berlin, wo sie zuletzt gelebt hatte, folgte. 1817 kamen sie auf kurze Zeit nach Posen, dann nach Münster, wo

Lützow Brigade-Kommandeur ward. Elisa hatte mit ihrem Gatten in der Begeisterung für das Vaterland und den Kriegsruhm harmonirt, aber die Nichtigkeiten des gewöhnlichen Militärlebens, in die nun Lützow versank, machten sie unglücklich. Er hatte nun nur noch Sinn für Pferde und Hunde und flache Offiziersgespräche, so daß die frühere Harmonie, in der das Paar gelebt hatte, zu schwinden begann. Besonders machte Elise mit Schrecken die Entdeckung, daß Lützow sie zum Theil um ihres Vermögens willen geheirathet, da er einmal die Bemerkung hinwarf, daß er sich darüber getäuscht habe, noch mehr aber fühlte sie sich verletzt, als er von einer jungen reichen Dame angezogen, bedauerte, sie nicht heirathen zu können. Darauf erklärte Elise sogleich: sie wolle kein Hinderniß seines Glückes sein, im Fall er geschieden zu sein wünsche — und Lützow beschloß, diesen Vorschlag anzunehmen.

Dieser Entschluß wurde ohne weiteres Zerwürfniß von beiden Seiten wie mit einer stillen Resignation gefaßt und ausgeführt — Elise reiste im August 1824 von Münster nach Dresden zu ihrer Freundin Henriette Salger. Das Paar blieb im freundlichen Briefwechsel miteinander, ließ sich aber förmlich scheiden. Das am 22. April 1825 publicirte Scheidungserkenntniß lautete: „Obgleich diese Ehe anfänglich glücklich war, so ward doch der eheliche Friede späterhin durch verschiedene Ansicht von der Welt und dem menschlichen Leben gestört. — Keinem Theil ist ein

Uebergewicht der Schuld beizulegen und darum beiden die Wiederverheirathung zu gestatten.

Schom 1820 war der Dichter Karl Immermann als Auditeur nach Münster gekommen und der damals 23jährige Jüngling war ein gerngesehener öfterer Besuch bei Lützow und seiner Gattin, zu deren Rechtsbeistand in ihren Erbschaftsverhältnissen er erwählt war. Immermann verehrte die edle Frau mit derselben Ehrfurcht und Innigkeit, wie sie einst von den Männern der Freischaar verehrt worden war und sie schätzte sich glücklich, mit ihm einen Austausch geistiger Interessen sich hingeben zu können, der auch brieflich fortgesetzt ward, als Immermann nach Magdeburg übersiedeln mußte. Ihr Briefwechsel bewegte sich aber meist auf literarischem Gebiet und Immermann erfuhr von Lützows Scheidung nicht früher etwas, als bis sie eine vollendete Thatsache war. Jetzt drang Immermann in Elisa nach Magdeburg zu kommen, sie machte im Herbst mit ihm eine Harzreise und zog dann wirklich nach Magdeburg, wo sie ein junges Mädchen, eine arme Nichte ihrer einstigen Erzieherin, mit sich nahm.

Immermann bot hier Elisen seine Hand — aber sie konnte sich zu keiner zweiten Ehe entschließen, daß sie sechs Jahre älter als er war, suchte sie ebenfalls bei ihrer Weigerung geltend zu machen. Als er nun als Landgerichtsrath 1827 nach Düsseldorf versetzt ward, erklärte er fern von ihr nicht leben zu können, wenn sie nicht seine Gattin sein wolle, müsse sie wenigstens

als Muse und Freundin in seiner Nähe weilen — sie gelobten einander, daß keines von ihnen je eine andre Heirath eingehen würde und Elise folgte ihm nach einem Badeaufenthalt in Ems nach Düsseldorf mit ihrer Pflegetochter, die noch einige Jahre bei ihr blieb und sich dann verheirathete.

Elise hatte die Trennung einer 14jährigen Ehe nur schwer überwunden, jetzt lebte sie neu auf in einer idealen Freundschaft, wie sie zwischen bevorzugten Naturen sehr wohl möglich ist. Sie bezog ein Landhaus in Derendorf bei Düsseldorf mit Immermann und bald versammelte sich dort oft ein freudig schaffender Künstlerkreis, die jungen Maler der Düsseldorfer Schule, und als Immermann die Leitung der dortigen Bühne übernahm, war es Elisens Einfluß, der allen diesen Bestrebungen den Hauch des Idealen zu sichern verstand.

Lützow hatte indessen die Hand der Dame nicht erhalten, um derentwillen er sich von Elise getrennt. 1828 heirathete er aber die Wittwe seines indeß verstorbenen Bruders. Nach wie vor wechselte er mit Elisen freundschaftliche Briefe und vertraute ihr Alles. 1729 besuchte er sie sogar in Düsseldorf — für Beide ein erschütterndes Wiedersehen!

1832 starb Elisens Vater. Sie erbte zwar keine Reichthümer, kam aber doch durch Aussetzung einer Rente in gesicherte Verhältnisse; sogleich benutzte sie dieselbe, ihrer einstigen Erzieherin, die hochbetagt in

Hamburg lebte, eine jährliche Pension zu senden. Lützow starb 1834 in Berlin.

1838 bat Immermann Elisen noch einmal um ihre Hand — sie verweigerte sie wie früher. Er hatte unterwegs ein junges Mädchen Marianne Niemeyer kennen gelernt, die ihm eine heftige Neigung einflößte; ihre Großmutter begünstigte dieselbe und Immermann war verlobt, fast ehe er es selbst wußte. Elisen es zu gestehen, wagte er nicht, sie bemerkte nur seine veränderte Stimmung und erfuhr dann von Andern was geschehen!

Immermann hatte sich in den Traum gewiegt, Elise könne als Freundin an seiner Seite bleiben, auch wenn er ein junges Mädchen heirathete — das ja nicht seine Seele besaß. Elise erkannte, daß sie ihn nun verlassen mußte — Immermann war darüber außer sich und veranlaßte auch seine Freunde sie zu bitten, daß sie bleiben möge — aber sie erkannte, daß dies für alle Theile nur Unheil bringen könne und beschloß mit einer Freundin eine Reise nach dem Süden. Im August 1839 verließ Elise mit ihr das friedliche Haus in Derendorf, wo sie 12 Jahre lang ein reines Glück genossen. Immermann selbst begleitete sie bis Köln. Dort nahmen sie erschütternd Abschied von einander.

Im October 1839 verheirathete sich Immermann mit Marianne — und ward nicht glücklich, da das junge Mädchen ein oberflächliches Geschöpf war, das ihm Elisen in nichts ersetzen konnte. Er starb am 25. August 1840. Elise, die mittlerweile wieder aus Ita-

lien zurückgekehrt und nach Berlin gezogen war, ward die Stütze der jungen Wittwe.

In Berlin verkehrte Elise mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten der Literatur- und Kunstkreise. Im Sommer machte sie, so lange es ihre Gesundheit erlaubte, stets irgend eine Reise. Sie hatte sich jene innere poetische Jugend bewahrt ,welche selbst das Aeußere verjüngt und liebenswerth macht, so daß sie, schon in den Funfzigern stehend, noch Zuneigung einflößte und Heirathsanträge erhielt, die sie natürlich ausschlug. Wenn sie von ihrer großen Vergangenheit erzählte, so geschah es mit einer ähnlichen Begeisterung, wie die war, mit der sie einst im Kriege handelte. Personen, die es werth waren, zeigte sie dann wohl die Andenken, die sie aus jener Zeit wie Reliquien aufbewahrte, darunter eine Locke von Friesen, die ihr Vietinghoff nach der Auffindung der Freundesleiche geschenkt, eine französische Kugel, von der Lützow getroffen worden war und mehrere andere Gegenstände aus jener großen Zeit.

Das ganze letzte Jahr ihres Lebens war Elise leidend. Sie schwand langsam hin nnd starb am 20. März 1855, ziemlich 65 Jahre alt, allgemein betrauert von Allen, die ihr näher gestanden hatten.

Inhalt.

Druck von C. Schulze in Schmiedeberg.